

J. Habersatter – LESEPROBEN

Auszüge aus:

- »Lavendel und Blütenstaub« ab Seite 3
- »Orangen und Blütenduft« ab Seite 31
- »Solange du denkst – Lillis Story« ab Seite 63

Infos zu den Büchern:

www.jhabersatterbooks.at

Bestellmöglichkeit

inkl. Lesezeichen und Widmung:

www.jhabersatter.at

Lavendel und Blütenstaub

Roman

J. Habersatter

Deutsche Taschenbuch-Ausgabe 2014

© 2014 Juliane Habersatter, A-5550 Radstadt

Covergestaltung: Ulrike Schrabinger / www.larika.net
Lektorat: Mag. Juliane Ehgartner / www.dastextbuero.at
Coverfoto: Fotolia

Prolog (66 Jahre zuvor)

"Eins, zwei, drei, vier, fünf, ... zwanzig! Versteckt oder nicht, ich komme!" Rasch dreht sich das Mädchen mit den langen, blonden Zöpfen um. Seine blauen Augen streifen die Bäume und Sträucher am Flussufer. Nichts ist zu sehen. "Und wehe, du hast dich dieses Mal nicht gut versteckt!", ruft es lachend.

Es sieht sich aufmerksam um und lauscht angestrengt. Aus der Richtung eines Baums mit einem mächtigen Stamm ist ein verräterisches Knacken zu hören, trotz des laut rauschenden Flusses, der in der Nähe vorbeifließt. Hinter dem Baum, neben ein paar kleinen Sträuchern, blitzt ein blonder Haarschopf hervor.

Das Mädchen schleicht sich mit leisen Sohlen an.

"Hab' ich dich!" Lachend schnappt es nach seinem kleinen Bruder, der wie so oft hinter der großen Esche versteckt kauert.

"Och nein. Schon wieder." Maulend steht der Junge auf und klopft sich ein paar Blätter von der löchrigen Hose. Sie reicht nur knapp bis zu den Knöcheln und bedeckt kaum die nackten, zerschrammten Füße, die braungebrannt von der Sommersonne sind.

"Du musst dich besser verstecken!", schimpft Anna nun ihren kleinen Bruder. "Hunderte Male hab ich dir schon gesagt, dass du dir ein neues Versteck einfallen lassen musst! Es gibt hier noch viel mehr Möglichkeiten, als im-

mer nur hinter den Bäumen zu sitzen. Streng deinen kleinen Kopf an, Brüderchen!" Mit dem Finger tippt sie gegen Justus' Stirn, dann klopft sie ihm aufmunternd auf die Schulter. "Los, versuch es noch einmal! Jetzt aber gut verstecken, in Ordnung?"

Justus nickt eifrig. Dabei fallen seine blonden Haare zerzaust über seine blauen Augen. Er dreht sich um und blickt suchend über das steinige Flussufer.

Trotz der spitzen Steine sind die Geschwister barfuß unterwegs. Sie sind es gewohnt, von Mai bis September ohne Schuhe herumzulaufen, dementsprechend sind ihre Fußsohlen abgehärtet. Es macht ihnen nichts aus, über das harte, spitze Gestein zu laufen. Justus verbringt den Sommer am liebsten draußen in der Natur mit seiner sechs Jahre älteren Schwester. Trotz des Altersunterschiedes und ihrer Reife liebt Anna ihren kleinen Bruder abgöttisch und verbringt gerne Zeit mit ihm. Wenn es die Schule und anschließende Hausarbeit zulässt, sind sie am liebsten in der Aulandschaft am Fluss und planschen herum oder spielen Verstecken.

"Eins, zwei, drei, ..." Sie beginnt erneut zu zählen und legt die Hände vor ihr Gesicht.

Justus dreht sich um und läuft in die entgegengesetzte Richtung, weg von den Bäumen. Dieses Mal wird er ein ganz tolles Versteck finden! Anna wird ihn nicht so schnell entdecken, da ist er sich sicher.

So schnell seine kurzen Beine können, läuft er zum Flussufer, dorthin, wo große, vom Wasser abgeschliffene run-

de Felsen liegen und den Flusslauf verengen. Er klettert auf einen der Felsen und duckt sich in eine dahinter liegende Senke. Mit den nackten Füßen stemmt er sich gegen den kalten, nassen Stein, um ja nicht von seiner Schwester gesehen zu werden.

"Zwanzig!", ruft Anna von Weitem.

Gedämpft dringt ihre Stimme zu Justus vor. Er kann sie fast nicht hören, so laut rauscht das Wasser nur knapp unter ihm vorbei.

"Versteckt oder nicht, ich komme!"

Justus duckt sich noch tiefer. Eine Hand presst er vor den Mund, um nicht laut loszukichern. Da wird Anna aber Augen machen, wenn sie sieht, wie gut er sich verstecken kann!

Vorsichtig lugt er über den Rand des Felsens und beobachtet Anna, wie sie ihn wie gewohnt bei den Bäumen sucht. Er kichert leise, stolz darauf, einen so guten Einfall zu haben.

Anna dreht sich bei den Bäumen suchend im Kreis. Ein leises Lächeln umspielt ihre Lippen. "Jetzt wird es einmal spannend werden", denkt sie und macht sich auf die Suche. *Wo könnte sich der Bengel versteckt haben?*

Justus beobachtet von seinem Versteck aus seine Schwester. Sie läuft zwischen den Bäumen hin und her, lässt den Blick über das steinige Ufer schweifen und kommt immer näher zu den Felsen. Er kichert und drückt sich noch tiefer an das kalte glatte Gestein.

In diesem Moment verlieren seine nackten Füße ihren

Halt; er rutscht mit dem Rücken weg. Er versucht noch sich festzuhalten, doch die kleinen Hände greifen ins Leere. Rücklings fällt Justus in die Tiefe.

Er öffnet seinen Mund, um nach Anna zu rufen, doch das kalte Wasser verschlingt ihn bereits.

Noch ehe er einen Ton herausbringen kann, hat der rauschende Fluss sein kleines Opfer gepackt und mit sich gezogen. Die blauen Augen vor Schreck starr aufgerissen, sieht Justus nur noch grünes Wasser und fragt sich, ob Anna ihn wohl jemals finden würde.

Anna (Gegenwart)

Leise stöhnend stellte Anna ihre Beine auf den Boden und sah auf ihre nackten Füße hinab. Ein Blick genügte, um zu wissen, dass ihre Knöchel wieder geschwollen waren. Das Wasser in den Beinen ließ sie nun schon seit Wochen nicht in Ruhe. Oder waren es schon Monate? Je älter sie wurde, desto beschwerlicher war das Leben geworden und desto unbarmherziger war der Körper zu ihr.

Mühsam stemmte sie sich vom Bett hoch und griff nach ihrem Morgenmantel, der neben dem Nachtkästchen auf einem Stuhl lag. Sie schlüpfte hinein und fühlte die angenehme Wärme, die sie umfing. Im Schlafzimmer war es am Morgen recht kühl, da sie es vorzog, bei offenem Fenster zu schlafen. Erst nachdem sie aufgestanden war, schloss sie es, um die Hitze des Tages draußen zu lassen.

Sie ging nach nebenan. Dort war der Schrankraum. Nachdem die Kinder ausgezogen waren, hatte Johann darauf bestanden, den Raum nicht leer stehen zu lassen und seine Frau überredet, sich dieses Zimmer für sich zu gönnen. Er hatte eigenhändig die Kästen vom Schlafzimmer auseinander geschraubt und im Kinderzimmer nebenan wieder zusammengebaut. So kam es, dass das Schlafzimmer nur noch spärlich möbliert war. Bis auf ein Doppelbett, zwei Nachtkästchen und einen Stuhl war der Raum leer. Einzig zwei farbenfrohe Landschaftsgemälde an der Wand und eine große Yuccapalme in der Ecke

schufen eine angenehme Atmosphäre. Die durchscheinenden gelben Vorhänge tauchten den Raum schon am Morgen in ein angenehmes Licht.

Nachdem sich Anna angekleidet hatte, ging sie ins Bad. Auf dem Weg durch den Flur sah sie an der Wand das Foto von Johann. Wie jeden Morgen blieb sie davor stehen.

"Guten Morgen, mein Schatz", sagte sie leise. Sanft hauchte sie einen Kuss auf das Bild. Mit dem Zeigefinger ihrer runzeligen Hand, die von Altersflecken und blauschimmernden Venen durchzogen war, strich sie liebevoll über das Gesicht eines lächelnden Mannes Anfang sechzig.

Im Badezimmer spritzte sie sich etwas kaltes Wasser ins Gesicht und kämmte die weißen kurzen Haare. Den Blick in den Spiegel mied sie. Sie wusste auch so, dass sie alt war.

Sie brauchte jeden Morgen nur zehn Minuten, dann verließ sie das erste Stockwerk ihres Hauses und ging nach unten, um den Tag zu beginnen. In der Küche öffnete sie die Terrassentür. Die frische Luft durchströmte sofort den Raum und sie atmete tief ein. Von April bis Oktober, wenn es nicht gerade stürmte, hagelte oder wie aus Eimern goss, öffnete sie am Morgen die Tür. Für Anna war es ein Ritual, denn der Tag begann für sie erst, wenn sie die frische, mit Düften geschwängerte Luft roch und einen Blick auf ihren Garten werfen konnte.

Dieser lag hinter dem Haus noch halb im Schatten. Die

Bodenplatten der Terrasse waren feucht von der Nacht und die Sonne warf vorsichtig ihre ersten Strahlen auf die Baumkrone des Nussbaumes, der in der Mitte des Gartens stand. Rund um den Nussbaum führte ein schmaler Kiesweg durch den Garten. Ging man ihn im Uhrzeigersinn, dann kam man linker Hand zuerst an den Gemüsebeeten vorbei. Bis zum Ende des Grundstückes waren Reihe für Reihe Karotten, Sellerie, Kopfsalat, Tomaten, Kürbis und noch viele andere Gemüsesorten gepflanzt. Jedes Gemüse hatte seinen Platz und die Menge reichte für Anna, um im Sommer mit Vitaminen versorgt zu werden und im Winter mit Einmachgläsern auszukommen.

Ging man den Weg bis zum Ende des Gartens, so stand man vor einer alten Schaukel. Johann hatte sie selbst gebaut. Schließlich sollten die Kinder und später die Enkelkinder einen Platz zum Spielen haben. Dass die Schaukel Jahrzehnte überdauern und auch von den Urenkeln genützt werden würde, damit hätte Johann wohl nicht gerechnet. Anna wusste, dass dies nur seinen guten handwerklichen Fähigkeiten zu verdanken war.

Am Ende des Gartens führte der Weg rechter Hand zurück zur Terrasse. Auf dieser Seite des Gartens lagen viele kleinere und größere Steine in der Wiese. Zum Teil waren sie zu einer kleinen Mauer aufgestapelt oder zu einem Steinhaufen getürmt. Dazwischen wuchsen allerlei Kräuter, deren Duft am Morgen betörend war. Es war, als hätte die Nacht die Düfte zurückgehalten und nun bei Morgengrauen verströmen lassen.

Anna liebte diese Düfte, vor allem aber liebte sie den Lavendel. Sobald dieser blühte, band sie einen Strauß und hängte ihn zum Trocknen an die Wand neben der Terrassentür. So konnte sie den Duft gleich am Morgen an der Tür einatmen. Es war, als würde der Duft des Lavendels ihr Kraft geben und sie konnte sich nicht vorstellen, jemals ohne ihren Garten mit all den Düften leben zu können.

Noch immer stand Anna zwischen Tür und Angel und atmete tief ein. Ihr Blick fiel auf den alten Nussbaum in der Mitte des Gartens. Sie musste beim Anblick der alten Holzbank daran denken, dass sie dort viele Sommerabende mit Johann verbracht hatte. Wie viele Stunden sie dort doch geredet und gelacht hatten! Es schien, als sei es eine Ewigkeit her und Anna versuchte, sich an Johanns Lachen zu erinnern. Sie wollte es in ihrem Kopf hören, doch da war nichts mehr. Traurig gestand sie sich ein, dass sein Lachen verschwunden war. Zu lange war er schon nicht mehr an ihrer Seite.

Seufzend drehte sich Anna um. Sie ging zum Herd und stellte Wasser auf. Von ihrer Mutter hatte sie schon als Kind gelernt, dass Brennnesseltee bei Wasseransammlungen half. Seit Wochen trank Anna am Morgen nun den Tee und hoffte, dass das Spannen und Ziehen in den Beinen bald nachlassen würde.

Mit dem Tee und einer Scheibe Brot mit Butter setzte sie sich an den großen Tisch in der Küche. Die Tür stand noch offen und wehte frische, kühle Luft herein. In aller Stille nahm sie das Frühstück zu sich.

Hin und wieder warf sie einen Blick durch das Fenster in den Garten. Die Sonne war nun aufgegangen und schien auf die Wiese. Kleine Tautropfen funkelten und verblassten, bis sie schließlich verschwunden waren. Die Vögel zwitscherten lebhaft. Anna genoss die Geräusche der Natur und beobachtete das Lichtspiel der Sonne und des Schattens in ihrem Garten.

Nach dem Frühstück wusch Anna das Geschirr ab und stellte es zum Trocknen auf ein Tuch. Dabei verspürte sie einen bekannten Schmerz im Bauch. Ebenso wie die geschwellenen Beine war auch der Schmerz schon ein wochenlanger Begleiter. Er kam und ging jedoch, weshalb es sie nicht sonderlich beunruhigte. Wenn es etwas Ernstes wäre, hätte sie das wohl schon gemerkt, ging es ihr durch den Kopf. Der Schmerz strahlte vom Bauch aus bis in die Beine und hinauf in den Rücken. Anna, die nicht zimperlich war, atmete tief ein und wartete, dass er wieder verging.

Fünf Minuten stand sie leicht gebeugt und langsam atmend an die Spüle gestützt. Dieser Schmerz war länger als in den Wochen zuvor und auch intensiver. Ob es doch etwas Ernstes war? Sie verdrängte den Gedanken wieder, als sie sich endlich wieder aufrichten konnte und nichts mehr spürte.

Anna beschloss, eine Runde im Garten zu gehen. Bestimmt hatte sie einfach nur Verdauungsprobleme, sagte sie sich.

Es war noch kühl am Morgen, aber es war spürbar, dass

ein weiterer heißer Tag bevorstand. Anna legte sich eine dünne graue Strickjacke über die Schultern und schlüpfte in ihre Gartenschlapfen.

Wie jeden Morgen ging sie zuerst den Kiesweg durch ihren Garten. Dabei zupfte sie hier ein Blatt und dort eine verwelkte Blüte aus. Sie konnte nur selten die Hände stillhalten.

Am Ende des Gartens schritt sie zwischen den vielen Blumen in dem Oval zum Nussbaum, geradewegs auf die Bank zu. Sie wollte sich ein wenig hinsetzen, die Ruhe genießen und das Zwitschern der Vögel hören. Anna schloss die Augen und legte den Kopf zurück an den Stamm. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie minutenlang da.

Ein erneuter heftiger Schmerz ließ Anna zusammenzucken. Reflexartig legte sie die Hände an den Bauch und beugte sich nach vorn. Der Schmerz an der rechten Seite nahm ihr die Luft. Dieses Mal war es noch viel schlimmer als in den Tagen und Wochen zuvor. Eine Welle der Übelkeit lief durch ihren Körper. Sie schloss die Augen, versuchte, ruhig zu atmen und wollte warten, bis der Schmerz nachließ, doch ihr wurde schwarz vor Augen.

Das Letzte, was Anna fühlte, war das taufeuchte Gras an ihrer Wange, ehe die Dunkelheit sie umhüllte und auffing.

Aurelia

"Ach, kommt schon, beeilt euch bitte!"

"Nein, ich will aber nicht!"

"Bitte, Sebastian, wir müssen los!"

"Ich! Will! Nicht! Schuhe! Anziehen!", brüllte Sebastian durch die Wohnung, seine kleine Schwester tat es ihm nach.

"Ich will auch nicht!", quietschte Marina, warf sich dazu noch auf den Fußboden und strampelte mit den Füßen.

Aurelia stand genervt mit einem Paar Schuhe in jeder Hand im Flur und schloss kurz die Augen.

Einundzwanzig, zweiundzwanzig, ...

Im Kopf zählte sie langsam bis dreißig, dann öffnete sie die Lider und atmete tief durch. Sie hatte eine Idee. Sie ließ die Schuhe fallen und setzte sich mit verschränkten Armen im Schneidersitz auf den Boden.

"In Ordnung, dann fahren wir eben nicht zum Sonntagsfrühstück zu Oma und Opa." Sie lehnte den Kopf an die Wand und begann ein Lied zu summen.

Sebastian und Marina hörten auf zu schreien und sahen ihre Mutter verwirrt an. Aurelia musste beim Anblick der überraschten Gesichter der Kinder ein Lachen unterdrücken.

"Was ist denn hier los?" Von der plötzlichen Stille alarmiert war Christopher aus der Küche gekommen. Er hielt eine Kaffeetasse in der Hand. Er wusste, dass seine Kinder

beim Ankleiden gerne einen Aufstand machten und normalerweise hörte er einen der beiden Schreihälse noch im Stiegenhaus brüllen, wenn er zur Arbeit ging. Diese plötzliche Ruhe war ungewohnt. Mit einem Blick erfasste er die Situation.

Aurelia, die immer noch auf dem Boden saß, zwinkerte ihm kurz zu.

Christopher verstand. "Na, wenn das so ist, dann bleib ich heute auch zu Hause. Was meint ihr, Kinder?", fragte er und setzte sich zu Aurelia auf den Fußboden. Sebastian und Marina sahen noch überraschter aus.

"Aber ... aber ...", stotterte Marina. Mit den Händen knetete sie die Ränder ihres T-Shirts und blickte ihre Eltern mit offenem Mund an.

"Wir müssen doch zu Oma und Opa", sagte Sebastian ungläubig.

"Genau!", stimmte Marina ihrem Bruder zu und nickte. Ihre Zöpfe wackelten wild über ihren Ohren. "Müssen zu Oma und Opa!"

"Aber ihr wollt euch doch nicht anziehen, also bleiben wir zu Hause", erwiderte Aurelia mit ruhiger Stimme und verschränkte die Arme.

"Doch, doch! Wir ziehen uns an!", piepste Marina, ließ sich auf ihren Hintern plumpsen und versuchte in ihre kleinen Sandalen zu schlüpfen. Sebastian tat es ihr gleich, allerdings mit mehr Geschick als seine dreijährige Schwester.

Aurelia und Christopher sahen sich lächelnd an.

"Gut gemacht, Mausi", flüsterte Christopher und küsste seine Frau auf die Wange.

"Danke." Aurelia lächelte. "Viel Spaß bei der Arbeit", fügte sie hinzu und wappnete sich innerlich für einen weiteren Tag mit ihren energiegeladenen Kindern.

Aurelia war jung Mutter geworden. Sie war gerade einmal zwanzig Jahre alt gewesen, als sie von Christopher schwanger geworden war. Obwohl sie erst wenige Monate zusammen gewesen waren, hatten sie sich gemeinsam für das Kind entschieden und sogar ein halbes Jahr nach der Geburt von Sebastian geheiratet. Sie waren füreinander bestimmt, davon waren sie überzeugt gewesen.

Das war sechs Jahre her und immer noch war sich Aurelia sicher, damals die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Sie liebte Christopher noch mindestens genauso stark wie am Beginn ihrer Beziehung.

Aurelias Großeltern hatten bei der Entscheidung *für* das Kind und *für* die Beziehung zu Christopher eine maßgebliche Rolle gespielt. Schon von klein auf hatte Aurelia bewundernd auf die Ehe und die spürbare Liebe und Zuneigung von Anna und Johann aufgeblickt und immer gehofft, dass sie selbst einmal so glücklich werden würde wie Oma und Opa. So früh, so plötzlich und so lange allein sein wie ihre Oma, das wollte sie aber nicht.

Das Läuten von Christophers Handy riss Aurelia aus ihren Gedanken.

Er hob ab. "Ja? ... Was? ... Wann? ... In Ordnung, ich komme gleich nach." Mit besorgtem Gesichtsausdruck

legte er auf und sah Aurelia an.

"Was ist los?"

"Das war die Zentrale. Es kam gerade ein Anruf von einer Stella Santo."

Aurelia blickte erschrocken. "Tante Stella?"

Christopher nickte. "Es dürfte etwas mit deiner Oma passiert sein. Ein Team ist schon unterwegs, ich fahre gleich nach. Ich melde mich, wenn ich etwas weiß."

Rasch küsste er seiner Frau auf die Wange, warf sich seine ärmellose Sanitärjacke über und eilte zur Tür hinaus. Mit einem dumpfen Knall fiel sie ins Schloss.

Der sechsjährige Sebastian, der den plötzlichen Stimmungswechsel mitbekommen hatte, blickte zu seiner Mutter auf. "Was ist mit Oma?"

Aurelia strich ihrem Sohn durch die blonden Haare. "Nichts ist mit Oma, Schätzchen. Papa muss zu Uroma fahren."

"Ist sie verletzt?"

Aurelia schluckte. Ihr Hals fühlte sich plötzlich unangenehm eng an und ihr Herz klopfte wie wild. "Ich weiß es nicht. Ich hoffe, dass es nichts Schlimmes ist", sagte sie. Dann griff sie zum Telefon und rief ihren Vater an.

Stella

Das städtische Krankenhaus war auf einem großen Areal mit hohen, mehrstöckigen Gebäuden angesiedelt. Das Krankenzimmer, in das Anna nach der Erstversorgung gelegt wurde, war nur spärlich möbliert. Ein Kasten in einer Wandnische, ein Bett, ein Nachttisch, aus dem man für das Essen ein Brett aufklappen konnte, und ein Stuhl. Auf diesem saß Stella, hielt die Hand ihrer Mutter und wartete.

Ihre Gedanken schweiften zu diesem angstvollen Morgen zurück. Sie hatte ihre Mutter anrufen wollen, doch selbst beim dritten und vierten Anruf hatte niemand abgehoben. Sie war beunruhigt gewesen, obwohl sie wusste, dass Anna gern im Garten war. Sie konnte das Läuten also auch überhört haben, doch Stella fühlte, dass etwas nicht in Ordnung war. Einem plötzlichen Impuls folgend war sie zu ihrem Elternhaus gefahren. Mit dem Zweitschlüssel hatte sie die Tür aufgesperrt und die Küche leer vorgefunden. Ein Blick in den Garten auf die reglose Gestalt im Gras hatte sie in Schrecken versetzt. Noch während sie in den Garten gelaufen war, hatte sie geistesgegenwärtig den Notarzt alarmiert und Anna anschließend in die stabile Seitenlage gelegt. Der Notarzt hatte zehn Minuten bis zur angegebenen Adresse gebraucht. Kurz danach war auch schon der Rettungswagen da gewesen, zeitgleich mit ihm dann auch Christopher, der sich um die aufgebrachte Stel-

la gekümmert hatte. Sie war froh, dass Christopher beim Rettungsteam dabei gewesen war. Er hatte sie gleich beruhigen können, denn für einen kurzen Moment hatte Stella gedacht, ihre Mutter sei tot.

Nun schlief Anna. Sie hatte krampflösende und schmerzlindernde Infusionen bekommen, warum, wusste Stella nicht. Ebenso wenig, was genau die Ohnmacht ausgelöst hatte. Der Arzt hatte nicht viel gesagt und sie nur auf spätere Ergebnisse vertröstet.

Leise öffnete sich die Tür. Stella drehte sich um. Herein kam Christopher, er hielt zwei braune Plastikbecher mit Kaffee aus dem Automaten im Gang in der Hand. "Hier", sagte er und reichte einen davon Stella. "War sie schon wach?"

Stella schüttelte den Kopf und nahm den heißen Becher entgegen. "Danke." Vorsichtig nahm sie einen Schluck. "Haben sie dir was gesagt?"

"Nein. Der Arzt wartet noch auf den Blutbefund. Er kommt später vorbei."

"Okay", sagte Stella und sah dem Mann ihrer Nichte in die Augen. "Danke, dass du da warst."

"Kein Problem. Ich helfe gern, sonst wäre ich nicht Sanitäter geworden." Er zwinkerte und lächelte verschmitzt trotz der angespannten Situation. "Keine Angst, Stella, das wird schon wieder", munterte er sie auf. "Anna ist stark, sie schafft das." Ermutigend drückte er Stellas Hand. "Ich muss jetzt zurück. Ruf Aurelia an, wenn du etwas weißt. Sie macht sich furchtbare Sorgen."

"Mach ich."

Mit einem leisen Klicken schloss sich die Tür. Nun war es völlig still im Zimmer. Stella betrachtete ihre Mutter. Alt war sie geworden, bemerkte sie. Anna war immer so robust und agil gewesen. Jetzt wirkte sie alt und zerbrechlich, in diesem weißen Krankenhausbett mit dem blau gepunkteten Hemd. Behutsam strich Stella ihr eine Haarsträhne aus der Stirn. In diesem Moment begannen Annas Augenlider zu flattern und sie stöhnte leise.

Stella richtete sich auf. "Mama? Kannst du mich hören?" Sie beugte sich zu Anna und legte die Hand auf ihre Schulter.

Anna öffnete langsam die Augen und drehte den Kopf in Stellas Richtung. Es schien, als würde das Öffnen der Augen viel Kraft benötigen. "Wo bin ich?", krächzte sie leise.

"Du bist im Krankenhaus, Mama. Weißt du nicht mehr, was passiert ist?"

Mühsam drehte Anna den Kopf und sah sich im Zimmer um. Sie dachte angestrengt nach, woran sie sich zuletzt erinnern konnte, dann fiel es ihr ein. "Die Schmerzen." Sie griff mit einer Hand an ihre rechte Seite. "Es tat so furchtbar weh im Bauch, dann bin ich wohl ohnmächtig geworden. Wie kommt es, dass ich hier bin?"

"Ich wollte dich anrufen, aber du hast nicht abgehoben, dann hatte ich ein eigenartiges Gefühl und bin zu dir gefahren. Zum Glück, denn ich weiß nicht, wie lange du schon dort gelegen bist", sprudelte es aus Stella hervor.

Dann drückte sie ihr Gesicht auf die Brust ihrer Mutter und ließ den Tränen freien Lauf. "Ach Mama, ... Ich dachte schon, du wärst tot!" Verzweifelt schluchzte sie in die Decke.

"Schscht, schon gut, mein Kind." Anna streichelte über Stellas Kopf. "Ist ja nichts passiert. Alles wird wieder gut."

Stella besann sich und versuchte, sich zu beherrschen. Sie atmete tief durch und setzte sich aufrecht hin. "Was ist eigentlich passiert?", wollte sie nun wissen. "Kannst du dich erinnern, weshalb du ohnmächtig geworden bist?"

Anna dachte an die letzten Minuten auf der Bank unter dem Nussbaum zurück; an die starken Schmerzen. "Ach, ich weiß auch nicht so genau", winkte sie ab. "Hin und wieder schmerzt der Bauch ein wenig. Und heute habe ich wohl kurz das Bewusstsein verloren. Aber jetzt geht es mir ja wieder gut. Mach dir keine Sorgen. Bis jetzt ist es immer vergangen."

"Bis jetzt? Was meinst du damit? Seit wann hast du das?" Stella blickte skeptisch. Sie kannte ihre Mutter und wusste, dass sie mehr Schmerzen ertrug als so manch anderer Mensch. "Und wieso hast du nie etwas zu mir gesagt?"

Anna winkte ab. "Es war nie so schlimm und ich dachte, es vergeht eh wieder."

"Und jetzt? Tut dir noch etwas weh?"

"Nein. Ich bin nur ein bisschen müde, aber ansonsten ..."

In diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen und ein Mann Ende fünfzig kam mit schnellen Schritten herein ge-

eilt. "Mutter!", sagte er, Stella ignorierend. "Was machst du denn für Sachen!"

"Erwin." Anna nickte ihrem Sohn zu.

Hinter Erwin kam seine Frau Gabriela in dunklem Hosenanzug und hohen Schuhen hereinstolziert. Ihr braunes Haar war streng nach hinten frisiert und zu einem Dutt gedreht. Das *Klack-Klack* ihrer Schuhe war schon von Weitem zu hören. Ihre Miene wirkte leicht besorgt, konnte aber auch als genervt gedeutet werden.

"Anna, was mussten wir hören!", sagte sie leicht nasal in geschäftlichem Ton. "Aurelia hat uns angerufen, wir sind sofort hierher gefahren. Bei diesem Verkehr ging es aber nicht schneller." Diesen Worten folgte ein mitleidiger Blick, den Stella genervt zur Kenntnis nahm.

"Aber jetzt sind wir da, Mutter." Erwin ging auf die andere Seite des Bettes und nahm Annas Hand. "Du machst ja Sachen. Wie geht es dir denn? Weiß man schon, warum du einen Schwächeanfall hattest?"

"Ich hatte keinen Schwächeanfall. Ich hatte Schmerzen und wurde bewusstlos", erklärte Anna bestimmt. Ihre Stimme klang kräftiger, als sie sich fühlte.

"Warum denn das? Wieso hattest du Schmerzen?" Erwin sah erstaunt auf seine Mutter und dann zu seiner Frau, als ob diese die Antwort wüsste. Gabriela zuckte mit den Schultern.

"Ich weiß es nicht, aber es wird schon nichts Schlimmes sein. So schnell haut eure Mutter nichts um." Anna versuchte, ein fröhliches Lächeln aufzusetzen.

Während Erwin und Gabriela mit dieser Antwort zufrieden schienen, beobachtete Stella ihre Mutter besorgt. Die Mutter-Tochter-Beziehung war schon von klein auf sehr innig und so spürte Stella, dass ihre Mutter nicht die Wahrheit sagte.

Doch was verbarg sie? Warum gaukelte sie etwas vor, wenn es ihr in Wahrheit nicht gut ging?

Dr. Werneck

Er war Arzt geworden, weil er Menschen helfen wollte, doch hätte er gewusst, wie anstrengend und kräfteaufwendend dieser Beruf ist, hätte er es sich vielleicht noch einmal überlegt. Hätte der Tag sechsendreißig Stunden, dann würde er auch solche Schichten machen müssen, dessen war er sich sicher. Er seufzte und wappnete sich innerlich für die nächste Patientin. Eine gewisse Frau Anna Lukas, wie er mit einem Blick auf seine Unterlagen feststellte.

Dr. Werneck öffnete leise die Tür zu Zimmer 504. Den ganzen Tag schon war er mit Untersuchungen, Visiten und Gesprächen eingedeckt gewesen. Was nun kommen würde, würde das Schwierigste des Tages werden. Eine Diagnose zu stellen war nicht immer leicht, aber einem Patienten und dessen Angehörigen eine eindeutige Diagnose zu übermitteln, war auch nach mehr als zwanzig Jahren Berufserfahrung eine Herausforderung.

Er hielt nichts davon, den Patienten etwas vorzulügen. War die Hoffnung auf Heilung vorhanden, so tat er sein Bestes, um diese Hoffnung auch aufrechtzuerhalten. War die Chance jedoch verschwindend gering oder gar unmöglich, dann war er auch so ehrlich und sagte dies. Die Patienten hatten schließlich das Recht, zu wissen, wie es um sie stand. Zudem hatte Dr. Werneck die Erfahrung gemacht, dass die Patienten ihm mehr vertrauten, wenn er von Anfang an ehrlich zu ihnen war.

Mit dem Klemmbrett und der Akte von Frau Lukas in der Hand ging er leise in das Zimmer.

"Guten Tag. Dr. Werneck, ich bin der Internist."

Drei Personen standen um die Patientin, die mit blassem Gesicht und weißen kurzen Haaren im Bett lag. Alle sahen ihn mit ernstem Gesichtsausdruck an und grüßten.

Dr. Werneck widmete sich der Patientin. "Frau Lukas, wie geht es Ihnen?"

"Danke, Herr Doktor. Es geht, es geht."

Er wandte sich einer auffallend hübschen, blonden Frau zu. "Sie sind die Tochter?"

Sie nickte. "Ja, Stella Santo."

"Und ich bin der Sohn", mischte sich ein Mann mit tiefer Stimme ein und schüttelte dem Arzt steif die Hand. "Erwin Lukas mein Name. Das ist meine Frau Gabriela."

Dr. Werneck nahm eine mürrisch dreinblickende Frau neben Erwin zur Kenntnis. Ihr aufdringliches Parfum war im ganzen Raum zu riechen. Er würde später eine Schwester hereinschicken, um das Zimmer der Patientin

zu lüften.

Er nickte grüßend und wandte sich wieder Anna zu. "Haben Sie Schmerzen?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Wenn Sie Schmerzen haben, dann sagen Sie bitte Bescheid, einverstanden?"

Anna nickte.

"Ich wollte Ihnen noch mitteilen, dass wir morgen um acht Uhr früh einen Termin bei der Computertomografie haben. Sie müssen bitte nüchtern sein, Frau Lukas."

"Aber warum? Was ist mit ihr?", fuhr Erwin aufgebracht dazwischen. "Was fehlt ihr denn? Ich dachte, es ist nichts Ernstes?"

"Was du alles denkst", warf Stella ein und verschränkte die Arme. "Außerdem kann es dir eh egal sein."

Überrascht blickte Dr. Werneck von Einem zum Anderen. Was war denn hier los? Er räusperte sich, konzentrierte sich wieder auf seine Patientin und ignorierte die offenbar streitsüchtigen Geschwister.

"Nun, Frau Lukas, wir werden die Computertomografie zur Abklärung Ihrer Beschwerden machen. Wenn wir alle Befunde haben, werden wir Ihnen mit Gewissheit sagen können, was heute Morgen los war." Dass er bereits einen fast eindeutigen Befund hatte, verschwie er lieber. Er spürte, dass jetzt nicht die richtige Zeit war, die Diagnose mitzuteilen. Zu angespannt war die Luft im Raum mit diesen eigenartigen Geschwistern.

"Danke, Herr Doktor." Anna rang sich ein Lächeln ab.

"Wir sehen uns dann morgen, Frau Lukas. Ruhen Sie sich aus." Sanft drückte er die Hand seiner Patientin. An die Geschwister gewandt fügte er hinzu: "Ich denke, es wäre das Beste, Sie kommen morgen wieder. Frau Lukas braucht Ruhe. Auf Wiedersehen." Er nickte in die Runde und ging hinaus. Leise fiel die Tür hinter ihm ins Schloss. Aus Zimmer 504 war kein Mucks zu hören.

Nachdenklich ging Dr. Werneck den Gang entlang. Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf und tief verborgene Erinnerungen kamen hoch. Dann läutete sein Telefon. Die Erinnerungen wurden wieder in die Tiefe geschoben. Der nächste Patient wartete.

Gabriela

Das Bild ihrer unverwüstlichen Schwiegermutter ging Gabriela nicht mehr aus dem Kopf. Die, die nie krank wurde und nie über Schmerzen klagte, wirkte plötzlich so blass, so klein und so zerbrechlich. Sie selbst kam sich in diesem Moment wie ein sprichwörtlicher Elefant im Porzellanladen vor; völlig unpassend und deplatziert in diesem sterilen Krankenzimmer.

Gabriela wusste, dass sie auf ihre Mitmenschen oftmals hart und unnahbar wirkte, doch das war nur Schein. Ihre berufliche Fassade, die sie manchmal auch in Gegenwart ihrer Schwiegermutter aufrecht hielt, täuschte. Sie hatte einfach gerne die Fäden in der Hand und alles unter Kon-

trolle. Deshalb war sie auch Architektin geworden und hatte es zu einer eigenen kleinen Firma gebracht, die mit einigen lukrativen Aufträgen sie und ihre Familie versorgte. Gabriela liebte es, zu entwerfen, zu organisieren und am Ende das Resultat zu sehen.

Nachdem ihnen der Arzt höflich, aber bestimmt mitgeteilt hatte, dass sie gehen sollten, waren sie und Erwin schweigend nach Hause gefahren. Während sich Erwin in seinem Arbeitszimmer verkrochen hatte, setzte sich Gabriela mit dem Laptop ins Wohnzimmer. Sie hatte sich eine bequeme Hose angezogen, die Haare geöffnet und surfte nun mit einer Tasse Kaffee in der Hand im Internet.

"Wassereinlagerung. Schmerzen im Bauch", murmelte sie vor sich hin und tippte die Wörter, die sie zuvor im Krankenhaus aufgeschnappt hatte, in die Suchmaschine. Die ersten Treffer tauchten auf. Sie las. "Bauchfellentzündung. Leberkrankheiten. Lebersymptome." Sie klickte von einem Link zum anderen, las, suchte weiter. Je länger Gabriela las, umso blasser und unruhiger wurde sie. Der Kaffee war mittlerweile vergessen. Kalt stand er neben dem Laptop. Gabrielas Augen waren starr auf den Bildschirm gerichtet.

"Arbeitest du?"

Sie fuhr hoch. Erwin stand in der Tür und sah sie müde an.

"Nein, ich surfe nur ein bisschen", sagte sie und schloss den Laptop. "Und du?" Sie versuchte, ungezwungen zu klingen.

"Ich sollte ein paar Sachen erledigen, aber ich kann mich nicht konzentrieren." Er rieb sich die Augen.

Beide schwiegen und sahen sich planlos in dem großen Wohnraum um. Alles war blitzsauber und aufgeräumt. Es roch dezent nach Zitrone und Desinfektionsmittel. Gabriela legte viel Wert auf Sauberkeit und Ordnung.

Schließlich gab sie sich einen Ruck. "Was denkst du, was deine Mutter haben könnte?"

"Ich weiß es nicht." Erwin setzte sich zu ihr an den Tisch. "Ich hab ein wenig gegoogelt, aber ich wollte dann nicht mehr weiter lesen."

"Kann ich verstehen." Gabriela klappte den Laptop wieder auf. Der Bildschirm wurde hell und zeigte eine medizinische Seite.

Erwin nickte. "Ja, das hab ich auch gesehen. Denkst du, etwas davon könnte auf Mutter zutreffen?" Er klang traurig.

Gabriela nahm seine Hand und sah ihn aufmunternd an. "Deine Mutter ist robust. Sie wird schon wieder."

"Ich hoffe es. Irgendwie hatten wir in den letzten Jahren so wenig Zeit füreinander und ...", er brach ab. "Vielleicht ist es ein Zeichen, dass wir uns mehr um sie kümmern sollten, oder was meinst du?"

Gabriela nickte, sagte aber nichts. Erwin wusste auch so, dass es nicht an ihnen lag und sie nur weiter hoffen konnten, dass die Zeit alle Wunden heilte. Irgendwann. (...)

(Auszug aus »Lavendel und Blütenstaub«)

Orangen und Blütenduft

Roman

J. Habersatter

Deutsche Erstausgabe 2014

Alle Rechte vorbehalten.

© 2014 Juliane Habersatter, A-5550 Radstadt
www.jhabersatterbooks.at --- www.jhabersatter.at
shop@jhabersatter.at
facebook.com/jhabersatter

Covergestaltung: Ulrike Schrabberger / www.larika.net

Foto: Fotolia

Dieses Buch beinhaltet
den Schmerz der Trauer
und des Verlustes.

Es beinhaltet das Leben,
wie es sein kann.
Tragisch.
Schmerzhaft.

Es beinhaltet aber auch Hoffnung.
Hoffnung auf Linderung.
Hoffnung auf ein Wiedersehen.

Dazwischen
liegt ein Meer
aus Tränen.

J. H.

Prolog

3 Monate zuvor

Liebe Mama,

das Schönste im Leben ist, einen Partner an seiner Seite zu wissen, der einen vollwertig sein lässt. Der einen versteht, achtet und respektiert. Der einen so nimmt, wie man ist. Du weißt, was ich meine, oder? Du hattest in Papa denselben Menschen gefunden, wie ich in Ludwig. Bestimmt hattest du das gleiche Herzklopfen, die gleichen intensiven Gefühle empfunden. Wunderschön, nicht?

Ach, ich bin so dankbar, dass du ihn mir geschickt hast! So unendlich dankbar! Und ich hoffe, dass du das weißt, dort wo du jetzt bist. Doch wo bist du? Auf welchem Stern sitzt du? Auf welcher Wolke schwebst du? Über welche Wiesen gehst du mit Papa? Ich wüsste es so gerne, doch ich werde wohl nie die Antwort erfahren ...

Weißt du noch, wie du mir vom Tod erzählt hast? Davon, dass er kommt, ob man will oder nicht? Dass das Sterben zum Leben dazugehört? Du hast gesagt, das Eine geht nicht ohne dem Anderen. Doch du hast vergessen zu erwähnen, wie schmerzhaft es ist, wenn man zurückbleibt. War das Sterben für dich genauso schmerzhaft? Ich hoffe nicht, denn du sahst so friedlich aus, als du weg warst, und nur dein Körper, deine Hülle, zurückblieb. So erlöst. Es sah aus, als würdest du schlafen und einen wunderbaren Traum haben.

Mama, bestimmt weißt du, dass die Zeit sehr schwer für mich war. Die Verabschiedung, deine Einäscherung, die vielen Dinge, die es zu erledigen gab. Ich fühlte mich alleine. Was sollte ich nur ohne dich tun? Mein ganzes Leben lang hatte ich dich an meiner Seite, und dann warst du fort. Ich fühlte mich alleine. So schrecklich alleine. Und einsam. Doch du schicktest mir Ludwig. Das hast du doch, oder? Habe ich dir diesen wunderbaren Mann zu verdanken? Bestimmt, denn so ein Mensch kann nur vom Himmel kommen. Es ist, als wäre er für mich bestimmt.

Mama, hast du gesehen, was er gestern für mich getan hat? Am letzten Adventsonntag? Er kaufte Orangen und Nüsse, kochte Tee, besorgte einen romantischen Film und kam dann zu mir. Mit einem Lächeln im Gesicht und einem Korb in der Hand stand er vor der Tür und meinte, er möchte den Abend bei mir verbringen. Er könnte es kaum aushalten ohne mich, sagte er. Wunderschön, oder?

Heute bin ich allein. Allein mit meinen vielen Gedanken und meiner Sehnsucht nach dir. Ludwig muss arbeiten. Sein Dienst dauert lange und er wird nicht vor acht Uhr abends fertig sein. Bis er zuhause ist und geduscht hat, würde es schon so spät sein, so dass er erst morgen kommen wolle, sagte er. Dabei vermisse ich ihn schon so. Er ist wie eine Medizin, die es schafft, dass es mir besser geht, denn wenn er bei mir ist, dann ist mein Kummer über dich fort. Wie weggeblasen. Dann fühle ich mich nicht mehr alleine, so, als würde ein Teil von mir fehlen. Ludwig macht mich wieder ein wenig ganz. Er füllt diese Leere, die dein Tod hinterlassen hat.

Mama, du ahnst vielleicht, wie groß meine Sehnsucht nach dir ist, doch ich bin zuversichtlich, dass ich es schaffen werde. Ich werde mein Leben ohne dich weiterleben, und du wirst stolz auf mich sein können. Du wirst mit Papa vom Himmel nach unten blicken und sagen können: »Stella, du bist ein tapferes Mädchen«, so wie ihr es früher immer gesagt habt. Ich werde euch zum Lachen bringen und euch froh machen.

Aber Mama, ich verrate dir noch etwas: Ich habe Angst. Was ist, wenn ich dich nicht stolz machen kann? Wenn ich es nicht schaffe, ohne dich weiterzuleben, einfach weil du mir so schrecklich fehlst?

Bald ist Weihnachten. Die Feiertage haben wir immer zusammen verbracht, weißt du noch? Ganz intensiv erlebten wir die stillste Zeit des Jahres, nur du und ich. Nun wird sie furchtbar still für mich sein, diese Zeit, denn du bist nicht da.

Ich habe Angst davor.

Angst, dass die Trauer mich einholt.

Dass ich nicht stark genug ohne dich bin.

Doch eigentlich will ich stark sein. Stark und zuversichtlich, denn ich hoffe, dass wir uns irgendwann wiedersehen. Irgendwann wird auch meine Zeit gekommen sein, und dann hoffe ich, dass du mich empfängst. Dass es etwas gibt, wo du auf mich wartest und mich dann in Liebe Willkommen heißt.

Bis dahin leb' wohl, Mama!

Deine Stella

Ludwig

»Nein, nein, NEIN!«

»Aber Stella, du musst ...«

»Ich muss gar nichts! Nichts! Hast du verstanden!?«

»Aber du kannst doch nicht ...«

»Und ob ich das kann!«

Ludwig ließ die Hände sinken. Mitfühlend starrte er auf Stella, die mit blonden, zerzausten Haaren und nur mit T-Shirt bekleidet im Wohnzimmer auf der Couch saß. Ihre Augen waren gerötet, die Wangen eingefallen.

»Hast du heute denn schon gegessen?«

»Ich hab keinen Hunger.«

»Ach Stella.« Er wagte einen Schritt auf seine Lebensgefährtin zu, kniete sich auf den Boden und nahm ihre Hand. »Schatz, ich weiß, dass sie dir fehlt, aber glaub mir, niemandem ist geholfen, wenn du dich so gehen lässt.«

»Was weißt du schon!«, fauchte sie und wehrte seine Hand ab. Sie zog die grüne Woldecke, die neben ihr lag, bis zum Kinn hoch. In ihren Augen schimmerten Tränen, die sich schließlich einen Weg über die Wangen nach unten bahnten und auf die Decke tropften.

»Ich weiß, was du durchmachst, Stella.« Ludwig sprach flüsternd und drückte sie an sich.

Sie wollte sich wehren, doch sie gab nach und ließ sich laut schluchzend in seine Arme sinken. »Warum tut es plötzlich wieder so weh? Warum nur? Wieso fehlt sie mir so?« Sie weinte, schluchzte und heulte.

Ludwig sagte nichts. Er drückte sie an seine Brust und strich ihr über den Rücken. Die blonden Locken kitzelten an seiner Nase und er sog tief den Duft ihrer Haare ein. Er nahm mit jeder Faser seines Körpers ihren Geruch auf und prägte ihn sich ein. Nie mehr wollte er ihren Geruch vergessen. Nie mehr wollte er vergessen, wie sie roch und sich anfühlte. Nie mehr wollte er sie missen, deshalb schwor er sich in diesem Moment, immer für sie da zu sein, auch wenn das hieß, ihr in ihrer wohl schwierigsten Zeit beizustehen. Komme, was wolle.

»Schatz, hör mir zu.« Er schob sie sachte von sich und sah tief in ihre blauen Augen, die jeglichen Glanz verloren zu haben schienen. »Ich weiß genau, was du durchmachst. Glaub mir, die Zeit nach dem Tod meiner eigenen Mutter war die schwierigste für mich! Ich hatte mein ganzes Leben noch vor mir. Ich wollte ihr meine Familie, meine Kinder zeigen, die ich irgendwann einmal haben sollte. Und es schmerzte bis in die letzte Zelle meines Körpers, dass sie nicht mehr an meinem Leben teilhaben konnte. Doch glaub mir, irgendwann wird es leichter.«

»Wird es nicht.« Sie schniefte.

»Doch, Stella, das wird es.«

»Sie fehlt mir so.« Sie senkte den Blick und spielte mit den Wollfäden der Decke.

»Das versteh ich, aber glaub mir, es wird nicht besser, wenn du dich verkriechst und niemanden sehen willst.«

»Ich schaff das nicht.« Ihre Stimme war leise. Beinahe tonlos.

Wo war ihr fröhliches Lachen hin? Ihr Strahlen in den blauen Augen? Ihr Grübchen auf der Wange, wenn sie lächelte? Ludwig seufzte. »Du musst wieder zu Kräften kommen«, wagte er einen erneuten Versuch. »Komm mit.« Er zog sie sanft hoch. »Ich hab dir Suppe gemacht. Die wird dir gut tun.«

Er führte Stella an der Hand in die Küche und drückte sie behutsam auf den Sessel. Dann stellte er ihr einen Suppenteller hin. Lustlos begann sie zu löffeln.

»Ich kann manchmal noch immer nicht glauben, dass sie nicht mehr da ist.« Ihr Blick verlor sich irgendwo zwischen Karottenscheibchen und Kartoffelwürfeln. »Sie hat mir auch immer so eine Suppe gekocht, als ich klein war.« Sie hob den Löffel. »Kindchen, iss deine Suppe, dann geht's dir besser«, zitierte sie ihre Mutter.

Ludwig nickte. Er kannte diese Sätze, die sich in den letzten Wochen so oft wiederholt hatten und Erinnerungen wiedergaben. Jeden Tag aufs Neue erzählte Stella von Erlebnissen, die sie mit ihrer Mutter gehabt hatte.

Eigentlich hatte er gedacht, es würde langsam besser werden für Stella. Leichter. Schmerzloser. Deshalb war er auch bei ihr eingezogen, obwohl sie erst seit zwei Monaten zusammen waren. Er dachte, sie wäre dann wieder fröhlicher. Losgelöster. Er hoffte, die Augen würden wieder so blau blitzen und funkeln wie im Sommer und Herbst, als ihre Mutter Anna noch lebte und er sie als Arzt betreut hatte. Stella hatte ihn damals schon fasziniert. Ihr Lächeln, ihre Augen, ihre sanften Bewe-

gungen, wenn sie ihrer Mutter half. All das wünschte er sich so sehr zurück, doch bisher wartete er vergebens.

Stella ließ den Löffel sinken. Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Nie mehr wird sie diese Suppe kochen können. Nie mehr!« Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und weinte. Die Schultern zuckten.

»Ach Schatz, komm her.« Er drückte sie an sich. Wiegte sie im Arm wie ein kleines Kind. Er fühlte sich hilflos. Wie konnte er ihr nur helfen?

Es hieß, Zeit heilt alle Wunden, doch Stellas Wunde schien tief zu ein. War sie in der einen Woche fröhlicher und stärker, fiel sie in der nächsten Woche wieder in ihre Trauer, weinte beim Anblick der Bilder ihrer Mutter und war kaum für irgendetwas zu begeistern.

Stella schluchzte in seinen Armen. »Ich vermisse sie einfach so.« Sie schniefte erneut.

»Ich weiß. Sie fehlt dir, aber überleg doch mal«, er versuchte einen erneuten Vorstoß, »sie hätte nicht gewollt, dass du dich so gehen lässt!«

Sie richtete sich auf, nahm ein Taschentuch vom Tisch und schnäuzte sich die Nase. Sie schien ihm zuzuhören, also sprach er weiter. »Sie war immer für dich da und ich kann verstehen, dass sie eine riesengroße Lücke in deinem Leben hinterlassen hat, aber das Leben geht weiter. Es ist der Lauf der Dinge, dass Menschen gehen.«

Sie hielt den Kopf gesenkt und starrte auf das zerknüllte Taschentuch in ihren Händen. Sie sagte nichts. Tat nichts.

Ludwig fuhr fort: »Sieh mal, sie war alt, sie hatte Krebs, sie ...«

Stella fuhr auf und starrte ihn mit ihren blauen Augen an, die wütend funkelten. »Sag sowas nicht«, fauchte sie. »Sag sowas nie, NIE wieder!« Sie hob die Hand mit dem Taschentuch und zeigte mit einem Finger auf ihn. »Auch wenn sie alt war und auch wenn sie Krebs hatte, sie war meine Mutter. MEINE Mutter, der das Recht genommen wurde, gesund zu altern. Gesund und alt und in Würde zu sterben.« Sie holte tief Luft. »Gerade WEIL du deine Mutter auch durch Krebs verloren hast, müsstest du wissen, wie sehr es schmerzt. Wie sehr es tief drinnen im Herzen weh tut, so, als würde jemand mit einem Meißel Stück für Stück abschlagen.« Sie klopfte mit dem Finger auf ihre Brust. Wieder funkelten Tränen in ihren Augen.

Ludwig starrte sie an. Sprachlos. Erstaunt über so viel Energie und Wut, die er abbekam, als wäre er eine Zielscheibe.

Wütend fuhr sie fort: »Ja, das Leben geht weiter, da hast du recht. Aber es ist unfair. Unfair, dass jemand, der sein ganzes Leben lang nur gesund gelebt hat, an etwas so grausamen wie Krebs sterben muss. Dass jemand, der immer für andere da war und bescheiden gelebt hat, einfach qualvoll von der Erde geht.« Sie schluchzte und wischte sich mit dem Taschentuch über die Augen. Leiser fügte sie hinzu: »Es ist einfach ungerecht. Und egal wie alt sie war, sie ist meine Mutter. Es tut einfach weh, dass sie nicht mehr da ist.« Sie verstummte, stand auf und ging

aus der Küche.

Ludwig sah sie im Flur verschwinden, dann knallte die Schlafzimmertür. Er blieb allein und erstaunt zurück. Noch nie hatte er Stella so erbost gesehen. Hatte er etwas Falsches gesagt? Er wollte sie doch nur trösten! Einfach nur für sie da sein, damit sie wusste, dass sie nicht alleine war!

Als seine eigene Mutter gestorben war, war er allein gewesen. Absolut verloren und verlassen. Viele Jahre zuvor hatte er bereits den Verlust des Vaters hinnehmen müssen und dann war auch seine Mutter verstorben - ein junger Mann mit Zielen und Träumen war zurückgeblieben und in Trauer und Haltlosigkeit gestrandet. Er wollte so viel erreichen in seinem Leben, wollte seiner Mutter eine liebenswerte Schwiegertochter und aufgeweckte Enkelkinder schenken. Er wollte, dass seine Mutter stolz auf ihn war, weil er als Arzt erfolgreich arbeitete und vielen Menschen half, doch all dies war ihm verwehrt geblieben.

Nachdem seine Mutter gestorben war, hatte er viel im Krankenhaus gearbeitet und war zusätzlich ehrenamtlich beim Roten Kreuz tätig gewesen. Die Arbeit bestimmte von nun an sein Leben. Ablenken war seine Devise. Zuhause war er nur zum Schlafen, gegessen hatte er meist unterwegs. All dies hatte zur Folge, dass er allein geblieben war. Sozial abgekapselt und zurückgezogen. Außer zu den Kollegen in der Arbeit gab es zu niemandem Kontakt, die Verwandtschaft seiner Mutter

lebte weit weg. Spontane gelegentliche Flirts versüßten zwar seinen Alltag, doch es wurde nie etwas Ernstes daraus, und er hatte auch nicht das Verlangen nach einer festen Bindung. Viele Jahre lebte er beinahe schon eigenbrötlerisch, bis Stella aufgetauchte. Ein Stern am Himmel, der seine dunkle Nacht erhellte und sein Herz berührte.

Ludwig stand auf. Aus dem Schlafzimmer konnte er gedämpft ihr Schluchzen hören. Er atmete tief ein und ging zur Tür. Dieser Stern war für ihn so wertvoll, er würde Stella nicht im Stich lassen. Er würde sie trösten, sie an sich drücken und ihr helfen, aus dem Tal der Trauer emporzusteigen. Schritt für Schritt, Hand in Hand. Er hatte in seinem Leben bereits so viel geschafft, so viel gemeistert, so vielen Menschen geholfen. Dies würde er auch noch bewältigen.

Aurelia

Erschöpft ließ sie sich in die dicken Kissen ihres großen Sofas fallen. Sie konnte nicht glauben, dass es tatsächlich geschafft war.

»Bin ich erledigt«, sagte sie seufzend und rieb sich die wunden Hände. An den Innenflächen konnte sie fünf Blasen spüren. Eine davon hatte sich bereits schmerzhaft geöffnet. »Nie wieder ziehe ich um«, fügte sie bestimmt hinzu.

Christopher lachte. »Ich auch nicht.« Er hatte es sich

neben ihr bequem gemacht und streckte müde die Beine von sich. »Wir werden dann wohl für immer hier wohnen müssen. Und falls wir uns mal trennen, dann wohnst du hier unten und ich oben im ersten Stock.« Er grinste schelmisch.

»Das würde dir so passen!« Aurelia boxte in seinen Oberarm. »Wenn, dann wohne ich oben! Du kannst mit den Kindern unten bleiben, dann hab ich wenigstens meine Ruhe.« Sie verschränkte die Arme.

»Autsch.« Christopher rieb sich den Oberarm. »Nix da. Wir bleiben alle hier.« Er umschlang seine Frau und küsste ihre Wange. »Hier in unserem schönen Häuschen.«

Aurelia nickte zustimmend und kuschelte sich an ihn. Beide schwiegen und ihre Blicke verloren sich im Wohnzimmer.

Es sah chaotisch aus. Kisten stapelten sich an der Wand, auf der anderen Seite war ein großes Regal aufgebaut, das nur sporadisch eingeräumt war, jedoch bereits über einen angeschlossenen Fernseher samt DVD-Player verfügte. Gegenüber stand das große Sofa, auf dem sie saßen. Aurelias ganzer Stolz. Sie hatte sich schon immer eine riesige Couch gewünscht, auf der sich die ganze Familie ausstrecken konnte. In der bisherigen Wohnung hatte der Platz gefehlt, doch jetzt, im Haus ihrer Großmutter, konnte sie endlich ihren Wunsch verwirklichen.

»Bin ich froh, dass die Kinder heute bei deinen Eltern übernachteten.« Christopher gähnte. »Ich hätte jetzt keine Kraft mehr, die beiden Rabauken ins Bett zu bringen.«

»Davon abgesehen, dass du ihre Betten noch gar nicht aufgebaut hast.«

»Ich?« Christopher rückte empört von ihr weg. »Du solltest sie doch aufbauen!«

Aurelia verschränkte die Arme. »Ich hab unsere Betten zusammengeschaubt.« Ihre dunklen Augen waren zusammengekniffen, die Stirn in Falten gelegt.

»Und ich die Küche. Schon vergessen?«, grummelte Christopher und verschränkte ebenfalls die Arme.

Beide sahen sich giftig an. Hochkonzentriert, um ja nicht loszulachen.

Aurelias Mundwinkel zuckten. »Okay, du hast gewonnen.« Sie erhob sich lachend. »Ich mach das morgen. Aber nur wenn du unseren Schrank fertig aufbaust!«

»Ja, ja. Mach ich alles.« Er hob beschwichtigend die Hände. »Aber zuerst gehen wir schlafen.« Er stand auf und folgte Aurelia in die Küche.

Auch hier herrschte das Chaos. Kisten standen vor einer nagelneuen, L-förmigen Küchenzeile mit blitzblanken, hellen Arbeitsflächen. Auf dem großen Tisch stapelten sich Lebensmittel.

Aurelia seufzte. »Oh Gott, mir wird schlecht, wenn ich dran denke, was noch alles gemacht gehört.« Sie nahm eine Packung Reis und eine große Dose mit Nudeln und stellte sie in den Küchenschrank. Kritisch blieb sie stehen. »Ich weiß ja noch nicht einmal, wo ich das alles hinräumen soll. So viel Platz hatte ich noch nie.« Sie

lächelte und sah freudig auf die vielen Schränke und die große Vitrine, die neben der Terrassentür stand. In Gedanken sah sie schon die schönen Wein- und Sektgläser darin, die sie vor vielen Jahren von Oma bekommen hatte, als sie in ihre erste eigene Wohnung zog.

»Ja, ja, du kannst dich morgen austoben. Ich denke, für heute ist es genug.« Christopher nahm ihre Hand und zog sie durch den Vorraum über die Treppe rauf in den ersten Stock.

Aurelia folgte willig. Sie freute sich ebenso sehr auf einen erholsamen Schlaf wie er. Schließlich waren sie seit sechs Uhr morgens auf den Beinen, hatten Möbel abgebaut, zwei große Umzugswagen beladen, waren zwanzig Minuten hergefahren, hatten alles ausgeräumt und die Möbel zum Teil wieder zusammengebaut.

»Bin ich froh, dass dein Dad und Jonathan mitgeholfen haben.« Christopher zog sein Gewand aus, warf es achtlos auf den Schlafzimmerboden und schlüpfte nackt über den Gang hinüber ins Bad unter die Dusche. »Die haben echt angepackt wie die Berserker«, rief er Aurelia durch die offene Tür zu. »Weißt du eigentlich, warum deine Tante Stella und Ludwig nicht gekommen sind?«

Aurelia schüttelte den Kopf, während sie sich auszog und ebenfalls ins Bad ging. »Keine Ahnung. Sie ging nicht ans Handy ran. Jonathan hatte sie auch nicht erreicht.« Sie stieg zu Christopher unter das heiße Wasser und streckte genüsslich den Kopf nach hinten. »Vielleicht ist ihr etwas dazwischengekommen«, fügte sie hinzu und schloss die

Augen.

»Wird wohl so sein«, flüsterte Christopher und begann ihren Hals zu küssen. Dann umschlang er sie und drückte sie fest an sich, während das Wasser in Strömen ihren nackten Rücken hinunterlief. Er fühlte ihre nasse Haut auf seiner und sofort reagierte sein Körper, der trotz der Anstrengung des Tages plötzlich wieder Kraft zu haben schien. Auch Aurelia begann sich immer intensiver und lustvoller an ihn zu schmiegen.

Noch nie hatten sie Sex unter der Dusche. Zu klein und beengt waren die bisherigen Raumverhältnisse gewesen, doch nun im neuen Haus gehörte dies der Vergangenheit an. Im großzügigen, neurenovierten Badezimmer konnten sie sich austoben und ihrer Leidenschaft nachgehen, die schließlich im Schlafzimmer ein Ende fand.

Jonathan

»Baby, du musst aufstehen!« Sybille ging ans Fenster und öffnete es. Draußen war es hell. Die Sonne schien von einem blauen klaren Himmel auf die umliegenden Wohnhäuser. Es war ein kläglicher Versuch, die kalte Märzluft zu erwärmen, die nur wenige Grade über null war. Ein Schwung frische Luft drang ins Schlafzimmer. Sybille drehte sich zum Bett, zog an der Decke und schüttelte die nackte Schulter, die hervorlugte. »Aufstehen!«, wiederholte sie nun lauter.

»Hm«, grummelte Jonathan. »Ich bin müde.« Unwillig drehte er ihr den Rücken zu und zog das Kissen über den Kopf.

»Komm schon, Baby. Steh auf! Es ist bereits sieben!« Wieder schüttelte sie ihn, dieses Mal heftiger.

Jonathan fuhr hoch. »Was?!« Wie von der Tarantel gestochen sprang er auf und lief ins Badezimmer. »Wieso weckst du mich nicht früher?« Er war nun nicht mehr müde, sondern hellwach und auch ein wenig grantig.

Sybille saß auf der Bettkante und verschränkte die Arme. »Bin ich deine Mutter? Heiße ich vielleicht Stella??«, maulte sie.

Jonathan kam mit nassem Gesicht und feuchten Haaren zurück ins Schlafzimmer. »Wo ist meine Hose?«, rief er und steckte den Kopf durch sein T-Shirt, das er bereits gestern getragen hatte.

Sybille deutete in eine Ecke des Raumes. Auf dem Sessel, der neben einem großen Spiegel stand, lag eine fein säuberlich gefaltete Jeans. Halb im Shirt steckend griff Jonathan danach und schlüpfte hinein.

»Meine Autoschlüssel?«

»Auf der Kommode im Vorraum.«

»Hast du einen Kaffee?«

»In der Küche.« Sybille hielt wieder die Arme verschränkt. »Soll ich dir zeigen, wo die Küche ist? Oder dich dorthin begleiten?«

Erstaunt blickte Jonathan auf. Was war ihr denn über die Leber gelaufen? Zum ersten Mal an diesem Morgen

sah er sie direkt an. »Was soll das jetzt heißen?«

»Ach, vergiss es.« Sie winkte ab und erhob sich, um ihm Kaffee einzuschicken.

Er folgte ihr in die winzige Küche, die gerade mal Platz für zwei Personen bot. Es war eine kleine Wohnung, die Sybille besaß, doch er fand sie ausgesprochen gemütlich und heimelig. Er übernachtete lieber hier, als zuhause, wo seine Mutter und ihr Lebensgefährte Ludwig waren. Die Stimmung dort war alles andere als gut, und so war Jonathan froh, wenn er bei seiner Freundin schlafen konnte. Anfangs waren es nur eine oder zwei Nächte in der Woche gewesen, mittlerweile war er in ihrer Wohnung Dauergast.

»Hast du Zucker reingegeben?« Er nahm die Tasse, die sie ihm entgegenhielt.

Sybille nickte. »Ja, zwei Löffel. So wie der Herr es wünscht. Liebevoll reingebröselt,« murmelte sie.

Jonathan überhörte den unterschwelligsten Vorwurf und trank den Kaffee, während er auf seinem Smartphone herumtippte. Er loggte sich auf Facebook ein, scrollte kurz die Neuigkeiten durch, checkte seine E-Mails und warf einen Blick auf Twitter. Überall entdeckte er nur Belangloses. Über Nacht war bei seinen 579 Freunden nichts Aufregendes passiert. Kurz darauf stellte er die Tasse auf den Tisch, gab Sybille einen Kuss auf den feuerroten zerzausten Lockenschopf, murmelte ein »Bis später« und verschwand zur Tür. Grimmig blickend blieb sie in der Küche stehen und sah ihm nach. Er ignorierte den Blick

und schloss die Eingangstür. Wenn sie nicht gut drauf war, dann war das ihr Problem, sagte er sich.

Im Auto warf er einen Blick auf die Uhr. Sechzehn Minuten nach sieben Uhr. Das ging sich noch leicht aus, dachte er und stieg ins Gas.

Auf dem Weg ins Krankenhaus kam er in der Nähe seines Elternhauses vorbei. Kurz dachte er an seine Mutter. Ob alles in Ordnung war? Er und auch Aurelia konnten sie gestern nicht erreichen, obwohl sie zugesagt hatte, beim Umzug seiner Cousine zu helfen. Am Abend wollte er eigentlich zuhause vorbeifahren, um nach dem Rechten zu sehen, doch er war zu müde gewesen und deshalb direkt zu Sybille gefahren.

Er nahm das Handy in die Hand und wollte die Nummer seiner Mutter wählen, doch dann überlegte er es sich anders. Ludwig würde sich schon um sie kümmern. Schließlich war er ja jetzt ihr Lebensgefährte.

Es war noch ungewohnt für Jonathan, dass es einen Mann an der Seite seiner Mutter gab. Fast zwei Jahrzehnte lang war er selbst der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen, und jetzt war es Ludwig. Alles drehte sich nur noch um ihn, den großen, schlanken, attraktiven Arzt, der gebildet war und seine Mutter zum Lachen brachte. Jonathan zog es deshalb vor, bei Sybille zu übernachten. Da war er der Mittelpunkt und der einzige Herr im Haushalt. Außerdem versorgte ihn seine Freundin genau so gut, wie zuvor seine Mutter. Sie kochte Essen, wusch seine Wäsche und weckte ihn auf.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Mit Sybille hatte er einen echten Volltreffer gelandet. Sie war wunderschön, mit ihren grünen Augen und den roten Locken. Sie war witzig, hatte einen Job als Grafikerin und eine eigene Wohnung, auch wenn die sehr klein war. Das Gartenhäuschen seines Onkels Erwin war nicht viel größer, bemerkte er in Gedanken.

Das Handy läutete. Er warf einen Blick aufs Display. »Wenn man vom Teufel spricht«, murmelte er und nahm ab. »Guten Morgen, Onkelchen.«

»Na, schon wach?« Tief drang die Stimme von Erwin durch das Telefon.

»Ja, klar.« Jonathan lachte. »Bei meinem persönlichen Wecker kann ich gar nicht mehr verschlafen. Ich bin schon unterwegs in die Arbeit.«

»Und telefonierst wieder mal ohne Freisprechanlage«, schloss Erwin tadelnd.

»Ja, ja. Die hab ich jetzt nicht an. Was gibt's denn?«

»Wir sollen heute noch einmal zu Aurelia. Wann bist du fertig?«

Jonathan seufzte. »Mir tut doch schon alles weh vom gestrigen Rumschleppen. Hat sie noch eine weitere Wohnung zum Ausräumen?«

Erwin lachte. »Nein, nein, keine Angst. Sie macht am Vormittag allein mit Christopher weiter, während die Kinder noch bei uns sind. Das wird ein Spaß«, sagte er tapfer.

Im Hintergrund konnte Jonathan kreischende Kinder-

stimmen hören. Ja, das konnte er sich vorstellen, dass ein Vormittag mit der lebhaften, dreijährigen Marina und dem übermütigen, siebenjährigen Sebastian ein Spaß sein konnte. Spaßig und sehr, sehr anstrengend.

»Wie auch immer. Wir sollen am Nachmittag vorbei kommen. Christopher könnte bei einigen schweren Möbeln Hilfe brauchen und danach macht uns Aurelia eine Einstands-Jause mit frischem Brot. Sie meint, ihr Backofen sei schon in Betrieb. Beim Umzug ist ihr das Brotrezept eurer Oma in die Hände gefallen und das muss sie jetzt unbedingt ausprobieren und uns damit beglücken.«

»Okay, das hört sich nicht schlecht an.« Jonathan mochte das Brot seiner Oma. Erinnerungen an seine Kindheit, an gesellige Runden an ihrem Tisch in der Küche, kamen in ihm hoch. Frisches Brot, hauchdünn geschnittener Speck, dazu selbstgemachter Johannisbeersaft. *Hmm.* »Ich arbeite bis halb fünf. Dann kann ich um fünf bei ihr sein.«

»Alles klar. Wir sehen uns dann! Ach, und nimm Sybille mit.«

»Mach ich. Bis später.«

Jonathan legte auf und warf das Handy auf den Beifahrersitz, während er zum Gelände des Krankenhauses einbog. Ein weiterer Arbeitstag als Zivildienstler stand ihm bevor. Betten rumschieben, putzen, Menschen helfen, Laufbursche für alle sein, ... Er seufzte. Ein paar Monate noch, dann hatte er es geschafft. Die anfängliche Euphorie

war verfliegen. Zuvor hatte er sich gefreut, in einem sozialen Beruf tätig zu sein, doch mittlerweile war er sich gar nicht mehr so sicher, ob es das Richtige für ihn war.

Letzten Sommer war er noch arbeitslos gewesen. Ein fauler Sack, wie seine Mutter hinter vorgehaltener Hand und sein Onkel Erwin offen gemeint hatten. Nichts hatte ihn begeistern können, weder Schule, noch Ausbildung. Die Lehre als Elektriker, die er begonnen hatte, war schnell uninteressant und wurde deshalb abgebrochen. Ab diesem Zeitpunkt war er nur noch zuhause, hing mit Freunden herum und feierte eine Party nach der anderen. Bis zu dem Tag, an dem Sybille in sein Leben kam und seine Oma im Sterben lag. Von da an wollte er sich und sein Leben ändern.

Die Zeit, in der seine Oma sterbenskrank war, war für ihn nicht leicht gewesen. Seine Mutter und sein Onkel, mit dem er sich recht gut verstanden hatte, waren seit Jahren zerstritten gewesen. Erwin hatte von Opa den Greißlerladen übernommen und Jahre später verkauft. Das hatte seine Mutter ihm nie verzeihen können, fand sie doch, dass Erwin das Lebenswerk ihres Vaters und der Generationen davor zerstört hatte. Von da an hatten die beiden nicht mehr miteinander gesprochen und es kaum im selben Raum ausgehalten. Selbst als Oma krank war, schafften sie es nicht, sich auszusprechen. Bis kurz vor ihrem Tod. Jonathan wusste auch nicht genau, was vorgefallen war, doch plötzlich redeten die beiden wieder miteinander und konnten sich zum Schluss sogar

gemeinsam um Oma kümmern.

In dieser schweren Zeit stand Jonathan mittendrin. Fühlte sich wie zwischen zwei Stühlen. Er war wie zerrissen, mochte er doch seine Mutter und auch seinen Onkel recht gern. Zusätzlich war er mit der Situation um seine Oma völlig überfordert, doch als sie den letzten Atemzug getan und er endlich in Sybille einen Halt gefunden hatte, ab da war alles anders geworden. Er war voller Tatendrang, wollte plötzlich etwas erreichen in seinem Leben. Und er wollte anderen Menschen helfen. Menschen, die nicht das Glück hatten, wie er gesund zu sein. Also beschloss er, Behindertenbetreuer zu werden. Er wollte sein Leben komplett umstellen, und der erste Schritt war eine geregelte Arbeit zu finden. Als rechtschaffener Staatsbürger stand dem damals arbeitslosen Achtzehnjährigen der Einzug ins Bundesheer bevor, doch er meldete sich zum Zivildienst. Die soziale Tätigkeit würde ein guter Einstieg in sein späteres Berufsleben sein, dessen war er sich sicher. Zufällig wurde er genau dem Krankenhaus zugewiesen, in dem auch Ludwig als Arzt tätig war. Zudem war er nicht weit von Zuhause entfernt. Er hatte sich darauf gefreut; auf die Abwechslung, auf die vielen Menschen, die er kennenlernte, und das gute Gefühl, das er nach getaner Arbeit spüren wollte.

Doch dieses Hochgefühl war rasch verfliegen. Alltagsrott war eingeschlichen, unangenehme Arbeiten mussten ebenso verrichtet werden, wie langweilige Tätigkeiten. Und an diesem Morgen, als Jonathan durch die Schranken

auf den Mitarbeiterparkplatz des Krankenhauses fuhr, war er sich überhaupt nicht mehr sicher, ob er so etwas sein ganzes Leben lang tun wollte.

Erwin

Traurig betrachtete er das Foto in seiner Hand. Es war in einem Holzrahmen und zeigte ihn neben einem Gartenstuhl hockend. Im Stuhl saß seine Mutter, die Hände sittsam im Schoß gefaltet. Im Hintergrund konnte man eine dicht gewachsene Weinlaube erkennen, von der dicke Trauben herab hingen. Das Foto war wenige Wochen vor Annas Tod aufgenommen worden. Jonathan hatte es gemacht, in einer Zeit, in der sich Erwin an den Vormittagen um seine Mutter gekümmert hatte.

Er seufzte. Es war jetzt fünf Monate her. Fünf Monate, in denen er sich immer fragte, wie sein Leben wohl ohne der Krankheit seiner Mutter verlaufen wäre. Wenn nicht der Tod dazwischengefunkt hätte. Wäre sein Verhältnis zu ihr dann immer noch kühl und distanziert gewesen? Und wäre er dann immer noch mit seiner Schwester Stella zerstritten?

Oft hatte er sich in den letzten Jahren gewünscht, dass die ganze Familie wie eine Familie war. Dass es einen Zusammenhalt und ein Verständnis gab, wie es bei anderen auch oft vorkam. Doch bei ihnen war es anders gewesen. Zu tief waren Zorn, Wut, Missgunst und Unver-

ständnis in ihren Herzen eingegraben gewesen. Bis Anna im Sterben lag. Erst kurz vor ihrem Tod konnte Erwin seiner Schwester erklären, warum er so gehandelt hatte. Warum er das Erbe des Vaters verkauft hatte. Stella hatte ihm zugehört und schließlich verstanden. Nach unendlich lang scheinenden Jahren hatte sie endlich begriffen, dass er nicht aus Habsucht oder Egoismus gehandelt hatte, sondern weil er nicht anders konnte. Weil es keinen anderen Weg gab. Er hatte keine Wahl. Seit dem war das Verhältnis der Geschwister entspannter und sie konnten sogar gemeinsam die Verabschiedung ihrer Mutter organisieren.

Erwin warf einen letzten Blick auf das Foto, ehe er es zurück an seinen Schreibtisch stellte. Er hatte sich ins Arbeitszimmer zurückgezogen, während Gabriela mit den Enkelkindern spazieren ging.

Auch wenn er heute frei hatte, so wartete doch jede Menge Arbeit auf ihn. Als Geschäftsführer einer großen Kaufhauskette gab es für ihn immer viel zu tun, vor allem Schreibkram, wie er es nannte. Ein freier Tag war nicht wirklich ein freier Tag. Es war lediglich ein Arbeiten von Zuhause, dachte er, während er den Computer hochfuhr und sich den vielen E-Mails widmete, die im Posteingang lagen. Zum Glück waren einige davon Spams, die ungelesen in den Papierkorb wanderten. Trotz Spamfilter kamen diese lästigen Gewinnversprechen und Bankanfragen durch. Vielleicht sollte er Jonathan mal an seinen Computer lassen. Es musste doch ein System geben, das

diese lästigen Werbemails noch besser abfangen konnte.

Unmotiviert klickte er sich durch den Posteingang, beantwortete Anfragen, leitete Bewerbungen weiter und überprüfte schließlich Lieferungen und Bestellungen. Zahlen tanzten vor seinen Augen umher, und er konnte sich nur schwer konzentrieren. Seit Annas Tod ging es ihm so. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab, ständig wirbelten Fragen in seinem Kopf umher. Was wäre wenn? Was wäre, wenn Mutter noch leben würde? Wie würde es ihnen allen dann gehen? Wie würde ihrer aller Leben verlaufen?

Vom Erdgeschoss war lautes Lachen und schließlich dumpfes Poltern zu hören. Erwin wurde aus seinen Gedanken gerissen und sah auf die Uhr. Es war später Vormittag. Zeit zum Pause machen. Er hörte Getrampel auf der Treppe, kurz darauf öffnete sich die Tür und sein Enkel kam ins Arbeitszimmer gestürmt.

»Opa, schau mal, was wir gefunden haben!« Mit roten Wangen, zerzausten blonden Haaren und einer Rotznase kam der Junge auf seinem Schreibtisch zu. Die Hände hielt er behutsam vor seiner Brust, die Handflächen waren verborgen.

Erwin schaltete den Bildschirm aus und erhob sich. Wenigstens hatte er die wichtigsten Anfragen noch bearbeiten können. »Was hast du da?«, fragte er neugierig und hockte sich vor Sebastian auf den Boden. Er konnte seinem Enkel ob der Störung nicht böse sein. Zu sehr war er in ihn und auch in Marina vernarrt.

Sebastian öffnete vorsichtig seine Hände. Erwin konnte ein leises »Piep« hören.

»Das ist ein Vogel«, erklärte der Junge flüsternd. »Oma sagt, es ist ein Spatz.«

Neugierig sah Erwin auf die schmalen Hände. Ängstlich hockte ein kleines braunes Federvieh zwischen Sebastians Finger. »Hast du ihn gefangen?« Er hob die Augenbrauen. »Ganz allein?«

Sebastian schüttelte den Kopf und bedeckte den Vogel wieder mit der anderen Hand. »Er lag am Boden. Oma wäre fast draufgetreten.« Seine Stimme klang erbost. »Aber ich hab ihn gesehen und gerettet. Schau mal,« er öffnete wieder die Hände, »ich glaube, er hat sich den Flügel gebrochen.«

Nun konnte Erwin erkennen, dass der Flügel unnatürlich vom Körper wegstand. Er nickte. »Ja, sieht so aus.«

»Kannst du ihm helfen?« Sebastians Stimme war flehentlich. Der Junge liebte Tiere über alles. Am liebsten hätte er selbst ein Haustier gehabt, doch seine Mutter hatte es verboten. Zu wenig Platz war in der bisherigen Wohnung gewesen.

»Klar kann ich ihm helfen. Gib mal her.« Behutsam nahm Erwin Sebastian den Vogel ab.

»Kannst du das denn wirklich? Weißt du, wie man ihm helfen kann?« Sebastians Augen waren groß vor Erstaunen.

Erwin nickte und sah sich den Flügel genauer an. »Mein Vater, also dein Urgroßvater, hatte, als ich so alt

war wie du, ein paar Vögel.«

»Echt? Solche wie den hier?«

Erwin lachte. »Nein, nein, er hatte keine Vögel von draußen. Er hatte Kanarienvögel. Richtige schöne Zucht-tiere.«

»Waren die auch braun?«

»Nein. Orange. Und manche waren Gelb.«

»Cool.« Sebastian grinste. »Und ich hab jetzt einen braunen Vogel. Schau mal, der hat sogar schwarze Streifen. Siehst du?« Stolz sah er auf den kleinen Spatz.

Erwin griff nach Sebastians Schulter und schob ihn sanft zur Tür, während er die andere Hand mit dem Vogel an seine Brust hielt. »Komm mit. Wir basteln eine Schiene, damit der Flügel wieder verheilen kann.«

Gemeinsam gingen sie nach unten. In der Küche suchte Erwin aus einer Lade ein paar Schaschlikspieße, und aus der Hausapotheke nahm er gerade einen schmalen Verband, als Gabriela in den Raum kaam. Ihr Gesicht war gerötet von der frischen Luft und ihre langen braunen Haare fielen über die Schultern und umrahmten ihr schönes Gesicht, das für Außenstehende oftmals streng und unnahbar wirkte. Nur die Familie kannte ihre sanfte Seite, die einen Kontrast zur geschäftstüchtigen Architektin darstellte, die sich in einer Männerdomäne zu behaupten wusste.

»Hallo Schatz! Bist du mit deiner Arbeit fertig geworden?« Sie küsste ihn auf die Wange.

Erwin nickte. »Ja, so halbwegs«, meinte er seufzend.

»Und? Was ist mit unserem Patienten?« Neugierig warf sie einen Blick auf den Tisch, an dem beide saßen.

Sebastian hob den Kopf und sah seine Oma an. »Opa repariert jetzt den Flügel.« Er klang geschäftig und hielt eine Zange in der Hand, die er seinem Großvater hinhielt. Der Vogel lag vor ihnen auf der Tischplatte und flatterte nervös unter Erwins Händen, die er behutsam darüber hielt.

Gabriela zog die Augenbrauen hoch. »Dass ihr mir ja wieder alles sauber macht, verstanden?« Sie zwinkerte, ging zum Küchenschrank und nahm zwei Töpfe raus. In einen füllte sie Wasser. Es war Zeit fürs Mittagessen.

Erwin sah konzentriert auf den Tisch. Es war gar nicht so leicht, mit den Spießen und dem Verband eine passende Schiene zu basteln. Außerdem war der Vogel recht unruhig und zappelte und piepste wild herum.

»Kannst du den mal halten?«, fragte er Gabriela. »Und wo ist eigentlich Marina?« Er sah sich im großen Wohnraum um. Der Küchenbereich war räumlich durch eine große Theke vom Wohnzimmer abgegrenzt. Die großen, bodentiefen Fenster ließen viel Licht in den stilvoll eingerichteten Raum. Vereinzelt lag Spielzeug am Boden, ansonsten war alles makellos aufgeräumt und sauber. Von dem kleinen braunhaarigen Mädchen fehlte jede Spur.

»Sie ist oben und sieht sich ein Buch an«, erklärte Gabriela. Widerwillig stellte sie den Topf auf die Herdplatte und kam zu Erwin an den Tisch. Kritisch sah sie auf den Vogel. Ja, sie mochte Kinder, und sie mochte die

Natur und seine Lebewesen. Doch genauso sehr mochte sie auch Ordnung und Sauberkeit. Und da passte ein wilder Vogel überhaupt nicht auf den Küchentisch, wo in einer Stunde das Mittagessen stehen sollte. Sie sah auf Sebastian, nahm seinen begeisterten Gesichtsausdruck wahr, sein aufgeregtes Funkeln in den Augen. Sie schluckte eine Bemerkung hinunter und nickte. »Na gut«, meinte sie schließlich. »Was soll ich tun?«

»Festhalten«, murmelte Erwin und drückte ihr den Vogel in die Hand. Endlich konnte er sich in Ruhe der Schiene widmen. Sebastian schnitt ihm die Spieße zurecht und gemeinsam legten sie den Verband an, was sich als ziemliche Fummelei herausstellte. Gabriela tat ihr Bestes, den nervösen Vogel ruhig zu halten, und Erwin bemühte sich, die Schiene ohne Schmerzen für das Tier anzulegen.

»Fertig.« Nach ein paar Minuten sahen Erwin und Sebastian stolz auf den Vogel in Gabrielas Handflächen, der den dick verbundenen Flügel von sich streckte.

»Und jetzt?«, fragte Sebastian und sah seinen Opa neugierig an.

Erwin stand auf. »Jetzt gehe ich in den Keller und hole einen Käfig.«

Sebastian schob den Sessel quietschend von sich und lief ihm nach. »Hast du denn einen?«, rief er ihm aufgereggt hinterher.

»Ja, von deiner Mama müsste noch ein Hamsterkäfig rumstehen. Der wird dem Kleinen fürs Erste reichen.«

»Ich komme mit!« Freudig lief Sebastian seinem Opa

die Treppe nach unten hinterher.

Zurück blieb Gabriela mit dem Vogel in der Hand, der sich nun nach überstandener Behandlung sichtlich entspannte. »Na toll«, murmelte sie, als zwischen ihren Fingern etwas Warmes herabtropfte. Am Herd kochte bereits das Wasser. Nervös sah sie sich um.

»Was hast du da?« Marina war in die Küche gekommen und sah neugierig auf die Hände ihrer Oma.

»Den Vogel, den wir vorhin gefunden haben. Sieh mal.« Sie hob vorsichtig zwei Finger. »Opa hat seinen Flügel verbunden.« Sie tippte sanft auf den dicken Verband. Neugierig betrachtete Marina den gefiederten Patienten.

Währenddessen kam Sebastian wieder die Treppe heraufgepoltert. »Schau, Oma! Der hier passt doch super, oder?« Freudestrahlend hielt er einen weißen Käfig mit rotem Plastikboden hoch.

»Super.« Gabriela lächelte tapfer und hielt ihrem Mann den Vogel hin, froh, das Tier endlich abgeben zu können.

Erwin nahm ihn und setzte ihn in den Käfig. »Perfekt«, meinte er und nahm Marina hoch. »Schau mal, Süße. Ist der nicht hübsch?«

Marina nickte. »Wird der Schatz wieder gesund?«, fragte sie und sah neugierig in den Käfig.

»Das heißt Spatz. Und ja, er wird bestimmt wieder gesund.« Erwin lächelte. »Weißt du was, wir werden jetzt Vogelfutter und etwas Vogelsand für den Käfigboden besorgen, während eure Oma das Mittagessen kocht. Was meint ihr?«

Die beiden nickten und folgten Erwin aufgeregt in den Flur. Während sie sich die Schuhe anzogen, besah sich Gabriela das Chaos am Tisch. Sie seufzte und schaltete die Herdplatte mit dem blubbernden Wassertopf aus. Bevor es ans Kochen ging, musste hier erst gründlich sauber gemacht werden. Sie wollte gerade zum Lappen in der Spüle greifen, als ihr Blick auf ihre Hand fiel. Noch immer klebte Vogelkot darauf. Angewidert rümpfte sie die Nase und huschte ins Bad, um sich die Hände zu waschen, während die Haustür mit einem lauten *Rumms* ins Schloss fiel. (...)

Auszug aus »Orangen und Blütenduft«

Solange du denkst

- Lillis Story -

J. Habersatter

Deutsche Erstausgabe 2015

Copyright © 2015 Juliane Habersatter, A-5550 Radstadt

shop@jhabersatter.at

www.jhabersatter.at

www.jhabersatterbooks.at

facebook.com/jhabersatter

Covergestaltung: Ulrike Schrabegger / www.larika.net

Lektorat: Mag. Juliane Ehgartner / www.dastextbuero.at

*Manchmal geschehen Dinge, die kann man nicht erklären.
Man fühlt sich fernab der Wirklichkeit und kann kaum erfassen,
was geschehen ist.*

*Manchmal geschehen Dinge, die man nicht in der Hand hat.
Sie passieren einfach und reißen einen ins Chaos, ohne zu
wissen, wo man sich dann wiederfindet.*

*Und manchmal geschehen Dinge, die sind so unglaublich,
dass man kaum zu denken vermag, dass sie wahr sind ...*

Prolog

Eine Sekunde. Eine winzige Sekunde reichte aus, um das ganze Leben zu verändern. Ein Flügelschlag. Ein Augenblick.

Von einem Moment auf den anderen war sie in eine andere Wirklichkeit katapultiert worden. Rasend schnell, als wären Raum und Zeit verschwunden. Als würden Grenzen nicht mehr existieren.

Sie schwebte. Schlagartig fühlte sie sich leicht wie eine Feder und schien irgendwo durchs Nichts zu gleiten. Die Schwerkraft war wie ausgehebelt, alle Gesetze der Physik waren unwirksam geworden.

Sie war schwerelos. Körperlos.

Die Dunkelheit von vorhin war verschwunden, nun herrschte das Licht. Helles, gleißendes Licht, das von überall zu kommen schien und sie heftig blendete. Ihre Augen schmerzten und sie blinzelte. Es war ihr nicht möglich, irgendetwas zu erkennen, geschweige denn überhaupt die Augen zu öffnen.

Sofern Zeit noch existierte, vergingen Minuten. Es könnten aber auch Sekunden oder gar Stunden gewesen sein. Sie wusste es nicht. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an diese extreme Helligkeit. Sie blinzelte zaghaft und nahm ihre Hände vom Gesicht. Vorsichtig öffnete sie die Lider und blickte auf ihre Finger. Ihre Haut wirkte so hell, so, als wäre sie aus Porzellan. Vorsichtig bewegte sie jedes einzelne Glied. Mit den Augen folgte sie

dem langsamen Auf und Ab und es schien ihr, als liefе alles in Zeitlupe ab.

Ihr Kopf fühlte sich an wie leergefegt, so, als würde sie erst seit gerade eben existieren. Verwirrt sah sie nach unten. Sie sah ihre Beine, die in einer engen Jeanshose steckten. Sah ihre Füße in diesen braunen halbhohen Schuhen. Am Oberkörper trug sie einen dünnen Wollpull-over. Sie griff mit den Händen danach und fühlte das weiche Material, aus dem er gestrickt war. Und auch, wenn sie es nicht sehen konnte, so wusste sie, dass sie lange rotgefärbte Haare und grünblaue Augen hatte. Als sie ein braunes Haargummi an ihrem Handgelenk entdeckte, nahm sie es und band sich mit flinken Bewegungen die offenen Haare zu einem Pferdeschwanz. Eine Bewegung, die sie scheinbar schon oft genug getan hatte, auch wenn sie es nicht wusste. Dann ließ sie die Arme sinken und sah sich um.

Wo bin ich bloß??

Unaufhörlich hallte diese eine Frage durch ihren Kopf. Wieder versuchte sie sich zu erinnern, doch so sehr sie sich auch anstrengte, da war nichts. Kein Gedanke. Keine Erinnerung. Kein plötzliches Aufblitzen von Bildern. Ihr Kopf war leer.

Sie drehte sich. Hinter ihr bot sich das gleiche Bild wie vorne, links und rechts. Nebel. Heller Nebel, wohin sie auch blickte, ohne jeglichen Schatten und ohne Konturen. Es war, als hätte der Nebel alles um sie herum verschluckt. Und auch die Töne schienen verschwunden,

denn es war absolut still. Völlig lautlos. Es gab keinen Klang, kein Geräusch. Nichts.

Was ist nur geschehen??

»Hallo?« Der Klang ihrer eigenen Stimme hörte sich fremd an. Leise. Brüchig. Unsicher. Sie lauschte still in die Helligkeit. Sie glaubte, etwas gehört zu haben. War da etwas? Möglicherweise rief ihr ja jemand zu und holte sie aus diesem Nebel heraus! Hoffnung stieg in ihr hoch. War da nicht ein Geräusch? Wieder drehte sie sich, ließ ihren Blick hoffnungsvoll durch das Weiß schweifen und spitzte angestrengt die Ohren. Sie versuchte, sich zu konzentrieren und kniff die Augen zusammen. Kleine Furchen bildeten sich auf ihrer blassen Stirn. *Da ist doch etwas? Ein gleichmäßiges Brummen, als würde ... ja! ... als würde ein Fahrzeug näher kommen!* Sie riss ihre blaugrünen Augen auf. Ihre Miene erhellte sich, als sie hörte, dass das Geräusch lauter wurde. Das Fahrzeug schien näher zu kommen. Aufgeregt hob sie die Arme, um auf sich aufmerksam zu machen.

»Hallo! Hier bin ich!«, rief sie und legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund. Es musste sie einfach jemand hören! Wieder lauschte sie. Das Brummen wurde lauter. Kam das Geräusch von hinten? Sie drehte sich um, doch sie konnte in diesem gleißend hellen Nebel noch immer nichts erkennen. Mittlerweile war sie sich jedoch sicher, dass sich etwas näherte. Etwas kam direkt auf sie zu!

Unbewusst reagierte ihr Körper. Ihre Arme versteiften

sich, die Hände bildeten eine Faust und ihre Beine spannten sich an, bereit, jeden Moment wegzulaufen. Im nächsten Moment fragte sie sich, wovor sie davonlaufen sollte. Warum hatte sie plötzlich solche Angst? Wieder sah sie sich nervös um. Es wirkte alles so eigenartig, so unreal. Und sehr beängstigend, stellte sie fest.

Plötzlich tauchte eine Erinnerung auf. Ein kurzer, flüchtiger Gedanke, der wie ein Blitz in ihren Kopf drang und furchtbare Angst bereitete. Sie geriet in Panik. Ihre Muskeln spannten sich zum Zerreißen fest an, sie atmete schneller und blickte hektisch umher. Das Brummen schien nun ganz nah zu sein. Gleich würde sie sehen, was da auf sie zukam. Jeden Moment würde sie etwas in diesem undurchdringlichen Nebel um sie herum erkennen können, dessen war sie sich sicher.

Bremsen quietschten.

Eine weitere Erinnerung tauchte auf.

Nur ein kurzes Aufblitzen, doch lang genug, um sie noch mehr in Angst und Panik zu versetzen.

Schmerz. Starker, atemraubender Schmerz, der in den Rücken bis in die Beine zog und dann hinauf mit voller Wucht in ihren Kopf. Kurzzeitig nahm er ihr die Kraft zu atmen, doch dann schrie sie. Wahnsinnig laut und doch verhallte der Ton sofort. Es schien, als würde der Nebel die Laute verschlucken, sobald sie ihren Mund verließen.

Sie schloss die Augen und gab sich ein weiteres Mal ihrem Schicksal hin. Ein weiteres Mal durchlebte sie den Schmerz und die Angst. Sie wusste instinktiv, Widerstand

war zwecklos. Sie hatte keine Chance, stattdessen wartete sie auf den Aufprall. Auf die Erlösung aus diesem hellen Wirrwarr, das sie verwirrte. Doch da kam nichts. Nur Dunkelheit und Stille, die sie umfing und schwerelos davontrug ...

März 2015

Rebecca

»Na, wo ist denn mein kleiner Wutziwutzi? Ja, wo ist er denn? Na komm, komm zu Mami. Ja, fein.«

Mit sicherem Abstand beobachtete Kristin das Zusammentreffen zweier Individuen. Rebecca, eine Frau mittleren Alters mit braunem langem Haar, in enge Jeans und Langarm-Shirt gekleidet, drückte freudestrahlend ein zerzaustes, verdrecktes Etwas an sich und sprach unentwegt in hohen Tönen darauf ein. Während sie den braunen, auf den ersten Blick nur als lebhaften Fellklumpen zu identifizierenden Hund an sich drückte, klirrte der Anhänger ihrer langen silbernen Kette, die sie um den Hals trug. Kristin registrierte das leise klingelnde Geräusch und dachte kurz daran, dass dem Hund nun ein fleischgewordener Engel gegenüberstand. Jemand besserem als dieser tierliebenden Frau hätte er wohl nicht begegnen können.

»Ja, fein. Jaaa, ist ja schon gut. Du bist ein ganz gutes, ganz feines Hündchen.« Noch immer überhäufte Rebecca

in hohen Tönen das Tier mit Liebkosungen und einem Singsang aus Worten. Als Dank schleckte er stürmisch mit seiner nassen Zunge über ihre Wangen.

Mit gerümpfter Nase nahm Kristin die überschwängliche Begrüßung ihrer Kollegin zur Kenntnis. Im Gegensatz zu Rebecca blieb sie lieber in sicherer Entfernung stehen.

»Meinst du nicht, du solltest erst auf den Tierarzt warten? Oder zumindest, bis dieses dreckige Fellknäuel sauber ist?« Wieder rümpfte sie die Nase, als ein weiteres Mal die Zunge über Rebeccas Wange schleckte.

Doch diese ließ sich nicht beirren. Liebevoll streichelte und kraulte sie den nun vor ihren Beinen hüpfenden Hund am Kopf und ließ eine wahre Tirade von Schmeicheleien auf ihn niederprasseln. »Guter Hund, braver Hund.« Lachend drehte sie sich zu Kristin. »Ich weiß gar nicht, was du hast. Der ist doch süß oder etwa nicht?«

Ungläubig schüttelte Kristin den Kopf. »Aber was wunderst du dich«, sagte sie sich selbst in Gedanken. »Ist ja immer dasselbe mit ihr.« Seufzend wandte sie sich ab und ging zu ihrem Schreibtisch, um sich wieder der Arbeit zu widmen. Es gab einiges zu tun, denn der Neuzugang gehörte schriftlich dokumentiert und der Tierarzt sollte angerufen werden. Dies waren Aufgaben, die sie angesichts des dreckigen Straßenköters liebend gerne übernahm.

Kristin fand die Rollenverteilung gerecht. Sie kümmerte sich um administrative Sachen und übernahm

den Telefondienst. Rebecca hingegen fühlte sich durch und durch für die Tiere zuständig, fütterte sie gemeinsam mit vielen ehrenamtlichen Helfern, reinigte die Hunde- und Katzenräume samt ihren darin befindlichen Bewohnern und sorgte zudem für ihr Seelenwohl. Ihre Streicheleinheiten und liebevollen Worte taten den herrenlosen, oftmals ungewollten Tieren gut, auch wenn es sich für eine außenstehende Person oft mehr als eigenartig anhörte. Der übertriebene Überschwang an Empathie und Zuneigung mutete fast extrem an. Selbst Kristin, die Rebecca nun schon seit über zehn Jahren kannte, fand die Art und Weise, wie sie sich mit den Tieren unterhielt, noch immer kindisch und auch eigenartig.

»Machst du ihn sauber? Ich rufe Dr. Ziegler an, damit er ihn sich ansieht.« Kristin öffnete ihr internes Programm am Computer und begann, eine neue Datei anzulegen, während sie aus dem Augenwinkel den noch immer vor Freude winselnden Wollknäuel um Rebeccas Beine herumhüpfen sah. Er schien sich kaum beruhigen zu können.

»Na komm, mein Kleiner. Jetzt werden wir dich mal waschi waschi, damit du wieder sauber wirst und nicht mehr so stinki stinki machst.«

Kristin verdrehte die Augen hinter dem Bildschirm. Rebecca bekam dies mit und lachte laut, dann hob sie den Hund hoch und zwinkerte ihrer Kollegin zu.

Rebecca war sich bewusst, dass sie in Kristins Augen allzu oft mit der Fürsorge übertrieb, doch sie konnte

einfach nicht aus ihrer Haut. Sie liebte Tiere über alles und ging in ihrem Beruf als Tierpflegerin voll auf, auch wenn die Arbeit alles andere als leicht war. Sie forderte sie körperlich von morgens halb sechs bis teilweise acht Uhr abends. In dieser Zeit war sie mit den Tieren und deren Pflege und dem Säubern des Tierheims beschäftigt, doch sie fand, die freudigen Hunde- und Katzenaugen entschädigten sie jeden Tag aufs Neue. Ein Blick in die leuchtenden Augen der Tiere genügte und all die Anstrengung war vergessen.

Mit dem Neuzugang am Arm ging Rebecca ins Badezimmer. Der Raum lag gleich neben dem Büro, das mit seinem Schreibtisch in der einen und einer kleinen Teeküche in der anderen Ecke zweckgemäß für die Organisation des Tierheimes eingerichtet war. Das angrenzende Badezimmer bot dafür seinen Bewohnern alles Notwendige, um entsprechend gesäubert zu werden. Dazu hatte Rebecca in der Mitte des Raumes eine alte Badewanne aufgestellt, die auf vier kupferfarbenen Füßen thronte. Daneben stand in unmittelbarer Reichweite ein schmales Regal, das Handtücher und milde Shampoos bereithielt. Erfahrungsgemäß mochten nicht alle Tiere das Wasser und wussten sich kräftig zu wehren, weshalb Rebecca die Füße des Regals fest am Boden verschraubt hatte. So vermied sie ein Umstürzen, wenn ein größeres Tier aus der Wanne sprang und Reißaus nehmen wollte. Zuvor war es ihr nicht nur einmal passiert, dass der gesamte Inhalt des Gestells auf sie gepurzelt war.

Rebecca bückte sich, setzte den Hund auf dem blauweiß verfliesten Boden ab und wuschelte ihm mit ihren Händen durch das strubbelige Fell. Noch immer wirkte er fröhlich und ausgelassen und nahm das Badezimmer neugierig schnüffelnd zur Kenntnis. Er wirkte nicht, als hätte er Angst oder würde sich nicht wohlfühlen, bemerkte sie und schloss daraus, dass er entweder noch nie baden war, weshalb er auch keine Badewanne kannte und deshalb ruhig blieb, oder nichts gegen das Sauberwerden hatte. »Auch gut«, murmelte sie leise und ließ warmes Wasser in die Wanne laufen, ehe sie sich an den Neuzugang wandte. »Komm her, mein Kleiner. Ist ja schon gut. Feiner Hund. Guter Hund. Jetzt wirst du erstmal richtig sauber. Wäre das eine gute Idee?«

Hüpfend und bellend sprang der Hund um ihre Beine.

»Das heißt dann wohl ja«, folgerte Rebecca und lächelte, während sie den Hund betrachtete. So einen süßen und lebhaften Racker hatte sie schon lange nicht mehr gesehen, ging es ihr durch den Kopf.

»Dr. Ziegler kommt in einer Stunde«, meldete Kristin, die den Kopf vorsichtig durch den Türspalt streckte und den Hund musterte. Sie erkannte ein dick verfilztes Fell und undefinierbare Klumpen an den längeren Haaren der Beine. »Meinst du, du kriegst ihn bis dahin halbwegs sauber?«

»Na, was denkst du denn?« Rebecca zwinkerte ihrer Arbeitskollegin zu. »Bis jetzt hab ich sie alle hinbekommen.«

»Wenigstens scheint ihm nichts zu fehlen.« Kristin warf einen weiteren kritischen Blick auf den Hund.

Rebecca schüttelte den Kopf. »Nein, er sieht auf den ersten Blick eigentlich ganz fit aus. Ich wasche ihn, dann kann ihn der Tierarzt ansehen. Ich bin mir aber sicher, dass alles in Ordnung mit ihm ist.«

»Also nur das Übliche. Impfen, Entwurmen, ...« Sie zuckte mit den Schultern.

»Ja, das denke ich auch.« Rebecca sah sich den Hund genauer an. »Irgendwie erinnert er mich an Pluto.«

»Pluto?«

»Ja, du weißt schon, der Hund von Micky Maus. Da gab's doch mal diese Baby-Version, wo alle Figuren klein sind. So kommt er mir vor. Genauso frech und lebhaft wie Pluto, auch wenn er optisch ganz anders aussieht.« Lachend griff sie nach den braunen Ohren des Tieres. »Bis dein richtiger Name herausgefunden ist, wirst du Pluto heißen oder was meinst du?« Sie lachte fröhlich, während der Hund zu bellen begann.

»Sieht so aus, als wäre er einverstanden«, meinte Kristin. »Dann werde ich deinen Pluto mal fertig eintragen. Viel Spaß beim Planschen«, fügte sie grinsend hinzu und schloss die Tür.

Rebecca richtete sich auf und drehte den Wasserhahn ab. Mit der Hand prüfte sie die Temperatur. Bevor sie den Hund ins Wasser setzte, band sie sich die langen braunen Haare zu einem strengen Pferdeschwanz am Hinterkopf zusammen. Sie schob die Ärmel ihres Langarmshirts nach

oben, das ihre schlanke Figur betonte. Trotz zweier Kinder und dem fortschreitenden Alter von 53 Jahren sah sie immer noch attraktiv aus. Ihre körperliche Fitness hatte sie der anstrengenden Arbeit und der vielen Bewegung an der frischen Luft zu verdanken.

»Na, dann wollen wir mal sehen, ob du wasserscheu bist. Komm her, mein Kleiner.« Sanft hob sie den Hund hoch und stellte ihn in die Wanne. Er blieb gelassen und blickte sie mit erwartungsfrohen Augen an.

»Na, das sieht ja schon mal ganz gut aus, oder, mein kleiner Wutziwutzi?«

Wie zur Antwort begann der Hund wieder freudig zu winseln und bellen, dabei sprang er im Wasser auf und ab und durchnässte Rebeccas Oberteil binnen Sekunden, doch ihr war es egal. Hauptsache, sie konnte wieder einem Tier helfen, das anderen überflüssig geworden war. Grinsend begann sie sanft, den Dreck aus Plutos Fell zu bürsten. Neben eingetrockneten Erdklumpen befanden sich auch dunkle Ölsuren darin, die sich nur schwer abwaschen ließen.

Der arme kleine Kerl war vor wenigen Stunden im Hinterhof einer Tankstelle an einer Laterne angebunden gefunden worden. Inmitten von Restmülltonnen und alten Ölkanistern war er wohl bereits tagelang ausgesetzt, ehe sich jemand seinem Winseln erbarmte und ihn im Tierheim abgab. Kaum angekommen und von Rebecca gesehen, hatte sie ihn sofort in ihr Herz geschlossen und ihn mit Wasser und Futter versorgt. Seitdem wich er nicht

mehr von ihrer Seite.

»Dich werden wir auch noch sauber kriegen«, murmelte Rebecca dem Kleinen zu, der geduldig die Fellpflege über sich ergehen ließ. »Er scheint noch sehr jung zu sein«, ging es ihr dabei durch den Kopf, während sie ihn mühsam von Schmutz und Dreck befreite.

Mit seinem lebhaften Temperament wirkte er wie ein Ebenbild seines Namensvetters, auch wenn sie sich im Aussehen unterschieden. Der Hund vor ihr hatte eine große schwarze Nase und wache Augen, so wie das Original Pluto, aber das war's auch schon. Rebeccas Schützling war kleingewachsen und hatte hellbraunes, fast weißes Fell. Am lustigsten fand sie seine Ohren. Ein starker Kontrast zum Rest des Körpers, denn sie waren dunkelbraun und hingen schlapp links und rechts vom Kopf.

Eine halbe Stunde später hatte sie es endlich geschafft. Pluto war wieder ein ansehnlicher Hund. Das nun wieder helle, leicht gelockte Fell glänzte beinahe wieder. Sie rubbelte ihn ab und nahm ihn dann auf den Arm.

»Wollen wir mal sehen, ob wir noch was Leckeres für dich finden, oder was meinst du, mein Pluto-Wutziwutzi?«

Schwanzwedelnd leckte er über ihr Gesicht, während sie mit ihm nebenan ins Büro ging.

»Und? Wieder sauber geworden?« Kristin sah den beiden über den Bildschirmrand hinweg entgegen.

Rebecca nahm aus einer großen Dose ein paar Hunde-

leckerli und setzte sich auf einen Sessel, während sie Pluto, der in ein Handtuch gewickelt war, fütterte. »Ja, er ist ganz hübsch geworden. Oder was meinst du, mein Plutolein?« Sie stupste ihre Nase an die seine und ließ sich dann wieder die Wange ablecken. Es war ihr egal, ob dadurch Bakterien übertragen werden konnten, wie so viele behaupteten. Für sie war jedes Tier ein gleichberechtigtes Lebewesen, egal ob Hund, Katz' oder Maus. Sie kümmerte sich um alle und gab ihnen mit ihrer Fürsorge zumindest den Ansatz eines liebevollen Zuhauses.

Als das Telefon läutete, nahm Kristin ab. So wie immer. Wie immer grüßte sie freundlich, hörte zu, während Rebecca leise mit Pluto sprach. Dann sah sie auf. Ihr Ausdruck im Gesicht hatte sich im Bruchteil einer Sekunde verändert, was auch Rebecca auffiel und sie innehalten ließ.

»Ja, einen Moment bitte, sie ist hier«, sagte Kristin leise, dann reichte sie den Hörer weiter. »Es ist für dich«, flüsterte sie beinahe tonlos.

Sara

Es war laut und hektisch, brummte wie in einem Bienenstock und als wäre das nicht genug, quatschte ständig jemand. Jeder wollte sein Herz ausschütten oder vom aktuellsten Klatsch und Tratsch erzählen.

»Weißt du schon ...«

»Hast du gehört, dass ...«

»Die Freundin eines Freundes hat den Bekannten einer Freundin ...«

Sara rollte genervt mit den Augen, versuchte, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren und die Stimmen um sie herum auszublenden. Sie fühlte sich heute irgendwie fahrig und sie war jetzt schon froh, wenn der Arbeitstag zu Ende sein würde. Doch das würde noch lange dauern, hatte er doch gerade erst begonnen. Unbewusst seufzte sie leise auf.

»Sara? Hören Sie mir eigentlich zu?«

»Hm?« Sie blickte hoch. Zu sehr war sie in ihre Gedanken versunken gewesen.

»Ich sagte, ich glaube, ich brauche doch etwas Farbe.«

Kritisch beäugte sich Frau Meier im großen Spiegel und zupfte an ein paar Haarsträhnen. Sie spitzte die Lippen und drehte den Kopf leicht zur Seite.

»Wenn sie so kurz sind, dann wirkt das irgendwie so blass, finden Sie nicht auch? Gerade jetzt im Winter sollte man wohl doch ein wenig Farbe bekennen oder was meinen Sie?« Wieder spitzte sie die Lippen, während sie kritisch ihr Spiegelbild beäugte.

Sara stand mit Schere und Kamm in der Hand hinter ihrer Kundin und sah ebenfalls in den Spiegel. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Aber natürlich, Frau Meier. Die gleiche Farbe wie letztes Mal? Die stand Ihnen ausgezeichnet«, säuselte sie zuckersüß und setzte ein Lächeln auf.

»Ja, das hat mir ganz gut gefallen. Wenn es nur nicht immer so schnell rauswachsen würde«, seufzte Frau Meier theatralisch und hob die Hände unter dem braunen Umhang in einer verzweifelten Geste.

Sara biss die Zähne zusammen und konzentrierte sich auf ihre Arbeit. Sie kannte ihre speziellen Kunden, die wohl nur deshalb zum Frisör gingen, um eine Stunde lang jemanden vollquatschen zu können. Meist war es ja recht unterhaltsam, mitunter auch überaus amüsant, doch heute wollte keine rechte Laune bei ihr aufkommen.

Nach einer unglaublich langen Nacht, in der sie viel wirres Zeug geträumt und erst gegen Morgen so richtig tief geschlafen hatte, war sie wie gerädert aufgestanden. Mit Kaffee wollte sie sich wach machen, doch die Dose mit den extrastarken Pads war leer. Sie hatte vergessen, eine neue Packung zu kaufen. So war der Start in den Tag mehr schlecht als recht und die Laune dementsprechend im Keller.

Missmutig begann Sara im Hinterzimmer die Farbe anzumischen und anschließend der rededreudigen Frau Meier ins Haar aufzutragen, während diese mit geschäftiger Stimme vom großen Skandal des letzten Treffens ihrer Seniorengruppe erzählte. Mit einem Ohr hörte Sara ihr zu und gab hin und wieder ein »Mhm« von sich. Das reichte Frau Meier als Bestätigung, um munter weiterzu-erzählen.

»Und dann ist doch tatsächlich der Herr Bauer zu spät gekommen. Das muss man sich mal vorstellen! Wir waren

alle schon mitten beim Kartenspielen, kommt der daher und meint, er könne jetzt einfach noch mitmachen.« Frau Meier schüttelte empört den Kopf.

»Mhm. Das geht ja gar nicht.«

»Nein, Sie sagen es! Ich sagte dem guten Herrn dann, dass Pünktlichkeit wichtig sei und er jetzt eben Pech hätte. Na, der hat vielleicht aus der Wäsche geschaut! Von Frauen lässt er sich ja normalerweise nichts sagen, aber ich bin ja nicht auf den Mund gefallen. Hätte ich mein Leben lang nur gekuscht, wäre ich nicht weit gekommen«, fügte sie hinzu und lächelte kokett ihr Spiegelbild an. »Tzz, wenn wir das immer so machen würden, auf die, die zu spät kommen, zu warten, dann würden wir um vier Uhr nachmittags noch dasitzen.« Wieder schüttelte Frau Meier den Kopf.

»Das geht natürlich nicht«, murmelte Sara, bot für zwei Sekunden dem Spiegelbild der Kundin ein süßes Lächeln und konzentrierte sich wieder auf Pinsel, Farbe und Folie. »Halten Sie bitte den Kopf still.«

»Ach so, ja, natürlich. Jedenfalls«, Frau Meier holte tief Luft, »Herr Bauer war dann *etwas* beleidigt, hat sich auf einen anderen Tisch gesetzt und sich ein Bier bestellt. Geschwiegen hat er dann. Eisern geschwiegen! Und als er mit dem Bier fertig war, ist er aufgestanden und gegangen. Ohne ein Wort zu sagen!«

»Na, sowas aber auch«, entschlüpfte es Sara lakonisch.

»Sie sagen es! Wie ein kleines Kind hat er sich benommen! Aber nicht mit mir.« Wieder fuchtelte die

redefreudige Dame unter dem Umhang mit ihren Händen. »Wer zu spät kommt, hat Pech gehabt. Außerdem hatte ich gerade so ein gutes Blatt. Wenn wir wegen diesem Herrn Bauer neu begonnen hätten, dann hätte ich wertvolle Punkte verloren. Doch so war das Glück auf meiner Seite und zum Schluss habe ich sogar gewonnen!«, vollendete sie ihre Erzählung und grinste Sara durch den Spiegel stolz an, sodass sich ihr ganzes Gesicht in ein Faltenmeer verwandelte.

»Das ist ja toll.«

»Sie sagen es, Sara.« Bestätigt sah die alte Dame wieder auf ihr Gesicht im Spiegel. Sie schien zufrieden. Konnte sie diese skandalöse Geschichte doch endlich jemanden erzählen, der sie verstand!

»So, Frau Meier, jetzt müssen wir die Farbe einwirken lassen. Wollen Sie in der Zwischenzeit einen Kaffee? Oder ein Glas Wasser?«

»Ein Kaffee wäre gut. Mit Sahne. Und etwas Zucker. Aber braunen.«

Sara nickte. »Aber natürlich, Frau Meier.«

Erleichtert, der plappernden Kundschaft für einen kurzen Moment entfliehen zu können, zog sich Sara in den Pausenraum zurück und beauftragte eine junge Kollegin, der Dame das Gewünschte zu bringen. Dann setzte sie sich an den großen Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, und drückte ihre Handflächen an die Schläfen. Tief atmete sie durch und schloss die Augen.

Sara konnte sich nicht erklären, was heute mit ihr los

war, doch sie fühlte sich eigenartig. Nicht nur durch die unruhige Nacht war sie wie gerädert, innen drinnen spürte sie eine seltsame Leere, die sie nicht einzuordnen vermochte. Zudem pochte es unangenehm in ihrem Kopf. »Kopfschmerzen ... Auch das noch.« Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Seufzend erhob sie sich und kramte in ihrer Handtasche nach einer Schmerztablette. *Irgendwo in einem der unzähligen Fächer muss noch eine sein*, war sie sich sicher, während sie herumwühlte. Dabei fiel ihr Blick zufällig auf ihr Smartphone. Es blinkte, was auf einen verpassten Anruf hindeutete. Sie entsperrte das Display und stutzte.

12 entgangene Anrufe von Mama.

Sara sah auf die Uhr. 09:46. Die Anrufe waren innerhalb von nur 15 Minuten eingegangen. Irgendetwas musste passiert sein, das fühlte sie sofort. Mit ungutem Gefühl und pochendem Herzen rief sie zurück.

Robin

Robin streckte sich und zog sich geblendet von der unerwartet kräftigen Märzsonne, die durch das Fenster schien, die Decke über den Kopf. Die Strahlen trafen genau durch das Schlafzimmerfenster auf das Bett, erhellten den Raum und zeigten das wahre Ausmaß des Chaos, das sich rundherum am Boden bot. Gewand lag verstreut auf den Holzdielen, blaue Turnschuhe mit weißen Streifen zeugten vom letzten Weg seines Besitzers,

denn mittlerweile getrocknete kleine Wasserpfüten zogen eine Spur durch die Unordnung. Außerdem stank es nach Alkoholausdünstungen und abgestandenem Rauch. Und mittendrin, halb in zwei Decken mit rosa Herzchen eingewickelt, lag Robin.

Er war früh am Morgen in die Wohnung gekommen, denn das Lokal, in dem er arbeitete, hatte bis fünf Uhr geöffnet. Gemeinsam mit einer kleinen Disco nebenan war dies die einzige Möglichkeit, in diesem Kaff am Land abends auszugehen. Die meisten der Gäste waren entweder älteren Semesters oder eingefleischte Stammgäste, die hier ein Bier nach dem anderen tranken und bei zig Zigaretten über ihr Leben sinnierten. Oder sie waren Teenager, die zu jung waren, um in richtige Nachtclubs in die weiter entfernte Stadt zu fahren.

Robin kannte sie alle. Wie viele Nächte hatte er nicht ihr Gejammer gehört, ihren Frust über ihre Frauen, die nicht so wollten wie sie. Doch je mehr sie jammerten, desto mehr stellte er auf Durchzug. Er hörte dann einfach nicht mehr zu, sondern zapfte ihnen ein Bier nach dem anderen und platzierte es vor ihrer Nase, bis sie so betrunken waren, dass er ihnen ein Taxi rufen musste. Kaum nüchtern, waren sie am nächsten Abend wieder da und das Spiel ging von vorne los. Im Gegensatz dazu gab es aber auch liebgewonnene Gäste. Vor allem die jungen Mädels, die sich am Wochenende im Lokal an seiner Bar tummelten, hatten es ihm angetan. Es war immer wieder lustig, mit ihnen zu schäkern, vor allem, wenn sie den

dritten oder vierten Cocktail intus hatten. So war die Arbeit immer ein Auf und Ab mit wahnwitzigen und wahnsinnigen Leuten.

Gähmend und streckend wälzte sich Robin verkatert unter der Decke und öffnete mühsam die Augen. Geblendet von der Sonne fluchte er in das stille Schlafzimmer. Er hatte vergessen, das Rollo herunterzulassen, denn normalerweise tat dies Lilli am Abend, wenn sie zu Bett ging. Wenn er am Morgen nach der Arbeit zu ihr kam, brauchte er nur noch unter die warme Decke zu kriechen und erschöpft einzuschlafen. Um das Gewand, die Schuhe und den Gestank kümmerte sie sich. Doch heute war keine Lilli da. Er war allein.

Mit brummenden Schädel besah er sich das Chaos. Alles sah so aus wie vor wenigen Stunden. Die Schuhe, das Shirt, die Hose. Niemand hatte seine Sachen weggeräumt. Bestimmt lag im Flur bei der Wohnungstür noch seine Jacke am Boden. Seufzend ließ er sich zurücksinken.

»*Mau.*«

»Auch das noch«, stöhnte er.

Mautz, der Kater, sprang aufs Bett und schmiegte seinen Kopf an Robins Wange, doch diesem war nicht nach Kuschneln zumute.

»Verswinde, du Mistvieh«, rief er genervt und wischte den Kater mit einer groben Handbewegung vom Bett. Dieser flog auf den Boden, landete elegant auf seinen vier Beinen und suchte beleidigt das Weite.

An Schlaf war nun endgültig nicht mehr zu denken.

Robin stöhnte und schwang die nackten Beine aus dem Bett, dann rieb er sich unausgeschlafen das Gesicht. Die blondgefärbten, fingerlangen Haare standen wirr vom Kopf. Von der perfekt gestylten Frisur der vergangenen Nacht war nichts mehr zu sehen.

Verkatert und durstig bahnte sich Robin halbnackt nur in Boxershorts bekleidet einen Weg durch die Unordnung. Die Nacht war beschissen verlaufen, erinnerte er sich. Gegen vier Uhr früh hatte er deshalb mit einem Freund begonnen, einige Jägermeister zu trinken, die ihm schnell zu Kopf gestiegen waren. Deshalb war er auch nicht in der Lage gewesen, den weiteren Weg zu seiner eigenen Wohnung auf sich zu nehmen, sondern direkt in das nur zehn Gehminuten entfernte Zuhause seiner Freundin getorkelt.

Als er nun müde und durstig in den kleinen Wohnraum neben dem Schlafzimmer kam, sah er sich um. Er konnte sich nicht erinnern, am Morgen noch gegessen zu haben, doch die Überreste von Toast, Nutella und braunen unappetitlichen Flecken auf Tisch und Couch bewiesen es. Nur gut, dass er sich keine Eierspeis zubereitet hatte. Er war sich nicht sicher, ob er in seinem Zustand nicht die Wohnung abgefackelt hätte, dachte er zynisch und bemerkte, dass er sich nur schemenhaft an die vergangene Nacht erinnern konnte. Vielleicht hätte er sich doch nicht so zuschütten sollen ...

Er seufzte leise und ging zur Kaffeemaschine. Den Weg dorthin fand er im Schlaf, denn wenn er eines brauchte,

dann dieses schwarze Gebräu. Es war sein Elixier, das seine Geister wieder erweckte. Vor allem nach so einer Nacht konnte er einen starken Kaffee gut gebrauchen. Am besten in der XL-Tasse, die er zu Weihnachten von Lilli geschenkt bekommen hatte.

Lilli.

Robin verdrängte sofort jeden weiteren Gedanken und konzentrierte sich fluchend auf die altmodische Kaffeemaschine. Sie war ein steinzeitliches Ding mit Filter und Pulver. Zu Hause hatte er eine vollautomatische Maschine, aber Lilli war überzeugt davon, dass sie mit ihrem *Filterklump*, wie er es abschätzig nannte, besseren Kaffee zubereiten konnte.

Wieder fluchte er. Es wäre besser gewesen, er hätte doch den längeren Nachhauseweg in Kauf genommen. Dann hätte er in seiner Wohnung in seinem Bett ausschlafen und nach dem Aufstehen richtigen Kaffee trinken können. Doch so musste er sich mit diesem wässrigen Gebräu zufriedengeben.

»*Mau.*«

Wieder maunzte der Kater. Er hatte Hunger und hoffte auf Essbares, doch Robin ignorierte das Gebettel, während der Vierbeiner um seine Beine strich.

»Verschwinde, du Mistvieh!« Mit dem Fuß schubste er ihn weg. Fauchend fing sich Mautz, der seinen Namen seiner eigenwilligen Art *Miau* zu sagen zu verdanken hatte, mit seinen Krallen im Teppich und bremste so seinen unsanften Flug. Beleidigt flüchtete er ins Schlaf-

zimmer unter das Bett.

Robin setzte sich mit seiner XL-Tasse Kaffee auf die Couch. Die Füße legte er auf den niedrigen Tisch, auf dem die Reste seiner Morgenmahlzeit lagen, die er mit dem rechten Bein etwas zur Seite schob. Mit der einen Hand nahm er die Fernbedienung und schaltete den Fernseher an, mit der anderen hielt er die heiße Tasse, an der er schlürfend nippte. Lustlos zappte er sich durch das Programm. Es war 10 Uhr. Zeit für die Nachrichten auf einem staatlichen Sender, den Robin dank der gezwungenen Gebührenzahlungen so hasste. Er wollte schon weiterdrücken, als sich ein Moderator mit der ersten Schlagzeile des Tages meldete. Robins Daumen verharrte mitten in der Bewegung und er starrte auf das Foto, das über der rechten Schulter des Sprechers eingeblendet wurde. Zu sehen war ein Auto, das völlig demoliert um den Stamm eines Baumes gewickelt war. Robin fragte sich, wie sich ein Auto aus Metall, Eisen und Blech nur so verbiegen konnte, als wäre es aus Plastilin geformt. Neugierig geworden, machte er lauter.

»... Schuld an dem Unfall dürften wohl überhöhte Geschwindigkeit des Fahrers und die dunkle Kleidung der Fußgängerin gewesen sein. Nach der Kollision war der Sechsvierzigjährige gegen einen Baum geprallt und sofort tot. Die Feuerwehr konnte nur noch die Leiche des zweifachen Familienvaters aus dem stark beschädigten Fahrzeug bergen. Die junge Frau, die bei dem Zusammenstoß schwer verletzt wurde, wurde in das Universitätsklinikum gebracht. Sie schwebt in akuter Lebensge-

fahr.«

Robin war kalkweiß geworden bei den letzten beiden Sätzen des Moderators.

Konnte ...?

War das etwa ...?

Er schüttelte langsam und stöhnend den Kopf. Mit beiden Händen griff er sich an die Schläfen. Er war noch nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Außerdem dröhnte es in seinem Schädel. Waren es Nachwirkungen der Nacht oder doch den Nachrichten geschuldet?

Bevor er sich noch weitere Gedanken machen konnte, begann schrill die Melodie von James Blunt durch den Raum zu schwirren. Das Handy, das vor ihm auf dem Tisch lag, vibrierte wild los und bewegte sich wenige Zentimeter Richtung Tischkante. Ein Blick auf das Display verhiess nichts Gutes.

Inspektor Haas

Er hatte die Nachrichten gesehen. Doch im Gegensatz zu den realen Bildern in seinem Kopf war der Bericht noch harmlos. Er nur war eine bloße Aneinanderreihung von tonlosen Bildern. Momentaufnahmen. Doch er selbst war vor Ort gewesen. Er sah das Ausmaß mit seinen eigenen Augen und konnte noch immer das Kreischen des Schneidgeräts hören, als die Feuerwehrmänner den Leichnam des Mannes aus dem Fahrzeug schnitten.

Immer noch sah er das viele Blut, das metallisch roch und dunkel im Licht der vielen Scheinwerfer glänzte. Und immer noch hörte er die verzweifelten Anweisungen des Notarztes, während dieser sich bemühte, das Leben der jungen Frau zu retten.

Haas seufzte. Die Nacht war lang gewesen und es gab an diesem Vormittag viel zu erledigen. Das Wichtigste war jedoch bereits getan: Die Angehörigen waren informiert. Ihm hatte davor gegraut, doch Willi, sein etwas rundlicher Kollege, der kurz vor der Pensionierung stand und bereits viele Jahrzehnte Berufserfahrung auf dem Buckel hatte, hatte ihn bestärkt. »Es wird auch im Alter nicht leichter. Es ist immer schwer«, hatte er gemeint und Haas ermunternd auf die Schulter geklopft.

Er war jetzt schon siebzehn Jahre in seinem Traumberuf als Polizist tätig, doch immer noch hatte Haas ein beklemmendes Gefühl, wenn er den Angehörigen gegenüber treten musste. In all den Jahren war dies eine Sache, die nicht durch Routine leichter wurde. »Den Tod eines Angehörigen zu übermitteln, wird wohl nie leicht sein«, ging es ihm durch den Kopf. Auch jahrelange Berufserfahrungen stumpften nicht ab, gestand er sich ein.

Die Frau, die zu so früher Stunde eben erst aufgestanden war, war schreiend zusammengebrochen, als sie erfahren hatte, dass sie Witwe war. Und die Kinder standen mit ungläubigen Blicken hinter ihr. Sie waren zu Halbwaisen geworden. Das Kriseninterventionsteam, das in Haas' Begleitung vorsorglich mit war, hatte sich sofort

um die aufgelöste Frau gekümmert. Haas war, nachdem die Schwester der Witwe gekommen war, um ihr beizustehen, gegangen. Er hatte eine weitere Nachricht zu übermitteln, doch dieses Mal per Telefon.

Als er daran dachte, seufzte er und erhob sich vom Computer. Er nahm seine Jacke vom Haken an der Wand und verließ den Posten. Zwei Familien hatte er am Morgen aus dem normalen Leben gerissen. Zwei Familien würden von nun an nicht mehr so leben, wie nur einen Tag zuvor. Er fühlte sich schuldig, auch wenn er wusste, dass es absurd war. Wieso sollte er schuld sein? Er hatte doch nur zufällig eine Zwölf-Stunden-Schicht! Eine Schicht, wie so viele zuvor in den letzten siebzehn Jahren. Und doch war diese eine seiner schwersten ...

Er war gern Polizist am Land. Für gewöhnlich war es ruhig, der Kontakt zu den Leuten persönlich und zum Teil sogar fast freundschaftlich. Mit den Landbewohnern war er per Du und viele Probleme, vor allem nachbarschaftliche, ließen sich durch diplomatisches Geschick seinerseits oft rasch im Keim ersticken. Wenn es Strafen gab, dann größtenteils wegen Geschwindigkeitsüberschreitungen und Falschparken, seltener wegen tätlichen Übergriffen durch Meinungsverschiedenheiten. Unfälle mit Todesfolge kamen nur ganz wenige Male im Jahr vor. Zumeist waren sie überhöhten Geschwindigkeiten geschuldet oder unter Alkoholeinfluss geschehen. Oder beides. Mord und Totschlag existierten hier am Land quasi nicht und das genoss Haas umso mehr. Der Spruch

»Die Polizei, dein Freund und Helfer« traf hier voll zu.

Auf dem Weg zu seinem Dienstfahrzeug kreisten seine Gedanken über diesen schrecklichen Unfall der letzten Nacht. Ihm fiel ein, dass er schon einmal so ein demoliertes Auto gesehen hatte. So wie letzte Nacht war auch damals das Fahrzeug richtiggehend um den Baum gewickelt gewesen. Der Fahrer hatte ebenso keine Chance gehabt. Doch im Gegensatz zum aktuellen Unfall war der Lenker damals stark alkoholisiert gewesen, was auch der Grund gewesen sein dürfte, warum er von der Straße abgekommen war. Haas' erster Verdacht, auch heute könnte Alkohol im Spiel gewesen sein, wurde rasch zunichte gemacht, denn die Frau des verunglückten Fahrzeuglenkers beteuerte, ihr Mann würde nie etwas trinken, wenn er mit dem Auto unterwegs wäre. Keinen Tropfen hätte er zu sich genommen, rief sie immer wieder unter Tränen und Haas glaubte ihr.

Wieder hörte er in seinem Kopf das Schluchzen und verzweifelte ungläubige Fragen nach dem Warum, und wieder fiel ihm ein, dass er so etwas Ähnliches bereits erlebt hatte. Damals war er erst vierundzwanzig Jahre alt gewesen. Ein Frischling, der nun die Realität kennenlernen würde, wie Willi ernst gemeint hatte, als er ihn mitnahm, um die Angehörigen des verunglückten Alkoholisierten zu verständigen. Haas konnte sich noch gut daran erinnern, denn es war, als hätte er ein Déjà-vu. So wie heute Morgen stand er auch damals vor einer verzweifelten Frau. Auch sie hatte zwei Kinder, die ihn

mit ängstlichen Augen angestarrt hatten. Er wusste noch genau, wie sie aussahen, die beiden Mädchen mit den braunen, langen Haaren und den großen Augen. Ein Ebenbild der Mutter, die mit neununddreißig Jahren immer noch eine Schönheit gewesen war. An mehr konnte er sich nicht mehr erinnern. Selbst die Namen, oder wo sie gewohnt hatten, wusste er nicht mehr.

Mit kreisenden Gedanken fuhr Haas Richtung Autobahn in die Stadt zur Uniklinik. Dorthin war die junge Frau noch in der Nacht gebracht worden. Aktuell wusste er nur, dass sie schwer verletzt war und auf der Intensivstation lag, doch Näheres, geschweige denn Prognosen, waren ihm noch nicht bekannt.

Rebecca

Rebecca eilte durch die Gänge. Kopflös. Ängstlich. Wo musste sie nochmal hin? 3. Stock? Und dann?

»Entschuldigen Sie!«, rief sie einem Mann in weißem Kittel zu. »Die Intensivstation, wo ist die?«

Ihre ansonsten so selbstsichere Stimme klang brüchig und verzweifelt. Sie kämpfte mit den Tränen, ihr Herz schlug wild in ihrer Brust und ihre Hände waren kalt. Kopflös hatte sie nur eine dünne Jacke angezogen. Zudem war der Weg vom Parkhaus zum Klinikeingang lang gewesen, denn in der Eile hatte sie am falschen Ende geparkt, weit weg vom Treppenaufgang, weshalb sie nun

fror. Oder war es die Anspannung, die sie zittern ließ?

»Geradeaus, dann den Gang rechts entlang bis zur großen Glastür. Dort klingeln Sie einfach«, erklärte der junge Mann freundlich.

»Danke«, sagte Rebecca mit leiser Stimme und eilte den gewiesenen Weg entlang.

Auf der Intensivstation wurde sie bereits erwartet. Eine Schwester half ihr, sich einen blauen Kittel überzuziehen, dann brachte sie die ängstliche Frau in einen großen sterilen Raum. Überall standen blinkende piepsende Geräte und Rebecca nahm das regelmäßige Pumpen von Beatmungsgeräten wahr. Die Atmosphäre stürzte erdrückend und einschüchternd auf sie ein und sie fühlte sich plötzlich in eine andere Welt katapultiert. So, als wäre sie in einem Raumschiff. Überall waren Kabel, die von dutzenden Geräten in unzählige Steckdosen führten. Rebecca fühlte sich isoliert vom Rest der Welt, weit weg von der Erde.

»Hier soll mein kleines Mädchen sein?«, ging ihr durch den Kopf, während ihr Blick die Betten streifte. Dann sah sie ein von vielen Geräten umringtes Metallbett vor dem Fenster, in dem eine blasse Person lag. Rebecca hätte auf den ersten Blick unmöglich sagen können, ob Mann oder Frau, Erwachsener oder Kind. Erst auf dem zweiten Blick erkannte sie ihre Tochter, die in dicke Verbände gewickelt, mit zerschundenem, geschwellenem Gesicht und einem blauen Auge auf einem dünnen Polster lag. Der gesamte Oberkörper war etwas aufgerichtet. Aus dem Mund ragte

ein Schlauch, der für ihre Atmung sorgte. Die Arme ruhten neben ihrem Körper, zerstoichen mit Infusionsnadeln und angeschlossen an eine piepsende Maschine.

»Lilli«, flüsterte Rebecca und schlug die Hände vor den Mund. Tränen rannen über ihre Wangen.

»Sie ist im Moment stabil«, erklärte die Schwester, die neben ihr stand. »Sie können sich ruhig zu ihr setzen. Ich hole den Oberarzt.« Ihre Stimme klang sanft und sie ermutigte die geschockte Mutter, auf das Bett zuzugehen.

Schritt für Schritt näherte sich Rebecca und setzte sich zögerlich auf die Kante des Stuhls neben dem Bett. Ihr Gesicht war zu einer Maske des Schmerzes, der Verzweiflung und des Schockes erstarrt. Stumm blickte sie auf die reglose Gestalt ihrer Tochter.

»Lilli. Meine Lilli«, flüsterte sie immer wieder, völlig geschockt und ängstlich. *Wie konnte das nur geschehen??*

Ihre Tochter lag völlig ohne Regung im Bett. Kein Zucken der Lider, die Nasenflügel bebten nicht beim Ein- und Ausatmen und die Arme waren ohne Leben. Rebecca konnte nicht glauben, dass das ihre kleine Lilli sein sollte. Wo war die fröhliche, lebhaft junge Frau hin? Wo war ihr ansteckendes Lachen? Ihre freundliche Stimme? Verzweifelt versuchte Rebecca, eine bekannte Bewegung zu erhaschen. Das einzige, was sie wahrnahm, war das monotone Geräusch der Beatmungsmaschine, die über einen dicken Schlauch in Lillis Rachen führte und im beständigen Rhythmus Sauerstoff in und aus dem schlanken Körper pumpte. Zögerlich streckte sie ihre

Hände, strich sanft über Lillis Handrücken. Sie hatte erwartet, warme, lebendige Haut zu fühlen, stattdessen war sie kühl. Erschrocken nahm sie die Hand, umschloss sie mit ihren Fingern und versuchte ihrer Tochter Wärme zu spenden.

»Lilli, mein Schatz«, flüsterte sie und studierte das Gesicht ihrer Tochter eindringlich nach einer Regung, »kannst du mich hören?« Nichts. Keine Bewegung. Kein Zucken. Kein Erkennen. Rebeccas Herz schien zu reißen. *Wie konnte das nur passieren?? Was war bloß geschehen???*, hallte es unaufhaltsam in ihr. Eine Träne bahnte sich den Weg über ihre Wange nach unten und fiel lautlos auf das weiße Laken.

»Frau Rieger?«

Rebecca schrak hoch und drehte sich um. Ein großgewachsener Mann stand an der Tür. Sie ließ Lillis Hand los und stand langsam auf.

»Ich bin Dr. Weimar, der Oberarzt. Sie sind Lilianes Mutter?«

Sie nickte. »Ja.« Ihre Stimme war leise. Sie räusperte sich und wischte sich über die nasse Wange. »Wie geht es ihr? Wird sie es schaffen?«

»Nun, Frau Rieger, der Zustand Ihrer Tochter ist sehr ernst. Wissen Sie, was geschehen ist?«

Zögerlich nickte sie. »Ja, ungefähr. Ein Polizist hat mich angerufen. Ich bin sofort hergefahren.« Sie sprach abgehakt und hastig, dann sah sie wieder auf Lilli. Auf ihren geschundenen Körper. »Oh mein Gott«, hauchte sie

und ließ sich zurück auf den Stuhl sinken. Eine plötzliche Welle der Angst überkam sie. Wo sie zuvor noch mechanisch im Schock reagiert hatte, verließen sie nun die Kräfte. Sie weinte lautlos und haltlos.

Dr. Weimar kam näher. »Ihre Tochter ist momentan stabil«, erklärte er. »Sie wurde mit einem schweren Schädel-Hirn-Trauma und einem Schädelbasis-Bruch eingeliefert und aufgrund einer Blutung und Gehirnschwellung sofort notoperiert. Zudem hat sie Rippenbrüche und -prellungen, eine Beckenfraktur und einen glatten Bruch des rechten Unterschenkels«, zählte er professionell ruhig auf. »Die Brüche werden alle jedoch gut verheilen.«

Rebecca nickte starr. Der Arzt klang so routiniert, doch jede Verletzung, die er aufzählte, kommentierte ihr Gehirn mit *Oh mein Gott*.

»Mehr Sorgen bereitet uns die Schwere der Kopfverletzung. Der Druck auf das Gehirn und die Blutung mussten schnellstens verringert werden. Deshalb ist auch ihr Oberkörper hochgelagert und ihre Körpertemperatur gesenkt. Außerdem haben wir sie in künstlichen Tiefschlaf versetzt«, erklärte er weiter.

»Lilli ist im Koma?« Rebecca flüsterte und hielt den Blick immer noch auf ihre Tochter gerichtet, deren Brustkorb sich stetig hob und senkte.

»Nun, der künstliche Tiefschlaf ist wie eine lange Narkose«, versuchte er zu erklären. »So verringern wir den Stress des Patienten und können uns auf seine Verlet-

zungen konzentrieren. Sobald die Schwellung in Lilianes Gehirn nachgelassen hat, werden wir versuchen, sie aufzuwecken.«

»Wird sie wieder gesund?«

Der Arzt schwieg. Rebecca löste den Blick von ihrer Tochter und sah ihn mit Tränen in den Augen flehend an. *Bitte, BITTE!, mach mein Kind wieder gesund!*, schrie ihr Inneres verzweifelt.

Ernst sah Dr. Weimar sie an. »Das wird sich zeigen, wenn sie aufgewacht ist. Ich kann leider nichts versprechen, doch ich versichere Ihnen, dass wir unser Bestes tun«, antwortete er schließlich leise.

Als der Arzt gegangen war, erklärte die Krankenschwester von vorhin, dass Liliane Ruhe brauche. Frau Rieger solle doch bitte ihre Telefonnummer hinterlassen, dann könne man sie jederzeit anrufen, falls sich am Zustand ihrer Tochter etwas ändern würde. Bis dahin solle sie sich, Frau Rieger, jedoch ausruhen und am nächsten Tag zur Besuchszeit wiederkommen.

Langsamem Schrittes und nachdenklich verließ Rebecca die Station durch die große, zweiflügelige Glastür.

»Mama!«

Rebecca sah auf. »Sara!«

Weinend fielen sich Mutter und Tochter in die Arme.

Lilli

Weiß. Immer noch war alles weiß um sie herum. Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, doch sie wusste, ihre Umgebung hatte sich nicht verändert. Mit leerem Kopf war sie immer noch in diesem Nichts gefangen. Es war, als wäre die Welt in Watte gepackt, die keinen Laut, kein Geräusch und keine Farben zu ihr hindurch ließ.

Lilli ahnte, dass irgendetwas Schlimmes geschehen sein musste. Irgendetwas, was momentan nicht für sie greifbar war. Etwas, das sie in Angst und Schrecken versetzt und extreme Schmerzen verursacht hatte. Doch sie konnte nicht sagen, was es war. Sie hatte einfach keine Erinnerung, jedoch fühlte sie eine Ahnung. Ein leises Wispern tief in ihr, das sich im letzten Winkel der Erinnerung verkrochen hatte.

Lilli sah sich um. Sie schien von einem hellen Nebel umgeben zu sein, der um sie herum über den Boden kroch. Es war ihr, als würde sie in einer weichen weißen Blase stehen.

Obwohl Lilli nicht wusste, wo sie war, geschweige denn sich erklären konnte, was geschehen war, so war sie doch völlig ruhig und gelassen. Sie wusste instinktiv, dass ihr hier nun nichts passieren konnte. Es war friedlich und für den Moment war ihr einerlei, ob der Zustand noch fünf Minuten, fünf Stunden oder fünf Tage andauern würde – sie war gut aufgehoben, das spürte sie tief in

ihrem Herzen. Die Schmerzen waren weg und sie fühlte sich erlöst.

Vorsichtig versuchte sie, ein Bein zu heben und es ein Stück nach vorne zu bewegen. Sie sah zwar nicht, wo sie auftrat, doch der Untergrund schien fest zu sein. So wagte sie ein paar Schritte nach vorne und bewegte sich, nun neugierig geworden, langsam durch den Nebel hindurch. Was würde sie erwarten? Was würde hinter dieser weißen Watte sein? Einen Fuß vor den anderen setzend bewegte sie sich durch diese stille helle Welt. Ohne Ziel. Und ohne Hast. (...)

Auszug aus »Solange du denkst – Lillis Story«

**Der Song zum Buch:
»Lass Wunder geschehen«**

Dieses Lied wurde von mir geschrieben und komponiert. Mit einer wunderbaren Sängerin ist es auch aufgenommen worden und auf YouTube verfügbar. Ich denke, es ist eine sehr gute Ergänzung zum Buch und vermittelt den Schmerz und die Hoffnung, die Angehörige eines Unfallopfers durchleben. Hört es euch an und erzählt es euren Freunden, wenn euch der Song gefällt.

Er ist online unter dem Titel »**Lass Wunder geschehen**« zu finden.

Über die Autorin J. Habersatter

1984 im österreichischen Burgenland geboren, wuchs J. Habersatter in Oberösterreich auf und lebte schon in ihrer frühen Kindheit in der Welt der Bücher. Als Leserin verschlang sie unter anderem unzählige Bände von Thomas Brezina und begann bald, selbst Geschichten und



Gedichte zu schreiben. Mit 27 Jahren verwirklichte sie schließlich einen Traum und veröffentlichte im Eigenverlag und unter einem Pseudonym ihr erstes Buch, dem Romane zum Thema Tod und Trauer und eine fröhliche Kinderbuchserie folgten.

Derzeit schreibt J. Habersatter an weiteren Romanen, lebt mit ihrer Familie auf einem Bauernhof im Salzburger Land, arbeitet als selbständige Videoproduzentin, betreibt einen Onlineshop und ist in der Sportbranche als Coach und Instructor tätig.

Mehr von der österreichischen Autorin:

www.jhabersatter.at

www.jhabersatterbooks.at